

Dirk Cürsgen

Kants Thesen über das Nichts
Überlegungen zur
Tafel des Nichts in der
Kritik der reinen Vernunft

© Dirk Cürsgen – Heidelberg 2020

Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt.

INHALT

- I. Einleitung
- II. Der leere Begriff ohne Gegenstand
- III. Der leere Gegenstand eines Begriffs
- IV. Die leere Anschauung ohne Gegenstand
- V. Der leere Gegenstand ohne Begriff
- VI. Der Gegenstand überhaupt
- VII. Das Reine
- VIII. Sein und Existenz
- IX. Denken und Synthesis
- X. Vernunft und Endlichkeit
- XI. Grund und Modalität
- XII. Anmerkungen zu Hegels Nichtsbegriff
- XIII. Literatur zur Tafel des Nichts

I. Einleitung

„Ehe wir die transzendente Analytik verlassen, müssen wir noch etwas hinzufügen, was, obgleich an sich von nicht sonderlicher Erheblichkeit, dennoch zur Vollständigkeit des Systems erforderlich scheinen dürfte. Der höchste Begriff, von dem man eine Transzendentalphilosophie anzufangen pflegt, ist gemeinlich die Einteilung in das Mögliche und Unmögliche. Da aber alle Einteilung einen eingeteilten Begriff voraussetzt, so muß noch ein höherer angegeben werden, und dieser ist der Begriff von einem Gegenstande überhaupt (problematisch genommen, und unausgemacht, ob er etwas oder nichts sei). Weil die Kategorien die einzigen Begriffe sind, die sich auf Gegenstände überhaupt beziehen, so wird die Unterscheidung eines Gegenstandes, ob er etwas, oder nichts sei, nach der Ordnung und Anweisung der Kategorien fortgehen.

1. Den Begriffen von Allem, Vielem und Einem ist der, so alles aufhebt, d.i. *Keines*, entgegengesetzt, und so ist der Gegenstand eines Begriffs, dem gar keine anzugebende Anschauung korrespondiert, = Nichts, d.i. ein Begriff ohne Gegenstand, wie die Noumena, die nicht unter die Möglichkeiten gezählt werden können, obgleich auch darum nicht für unmöglich ausgegeben werden müssen (*ens rationis*), oder wie etwa gewisse neue Grundkräfte, die man sich denkt, zwar ohne Widerspruch, aber auch ohne Beispiel aus der Erfahrung gedacht werden, und also nicht unter die Möglichkeiten gezählt werden müssen.
2. Realität ist *etwas*, Negation ist *nichts*, nämlich, ein Begriff von dem Mangel eines Gegenstandes, wie der Schatten, die Kälte (*nihil privativum*).
3. Die bloße Form der Anschauung, ohne Substanz, ist an sich kein Gegenstand, sondern die bloß formale Bedingung desselben (als Erscheinung), wie der reine Raum, und die reine Zeit, die zwar etwas sind, als Formen anzuschauen, aber selbst keine Gegenstände sind, die angeschauet werden (*ens imaginarium*).

4. Der Gegenstand eines Begriffs, der sich selbst widerspricht, ist nichts, weil der Begriff nichts ist, das Unmögliche, wie etwa die geradlinige Figur von zwei Seiten (*nihil negativum*).

Die Tafel dieser Einteilung des Begriffs von *Nichts* (denn die dieser gleichlaufende Einteilung des Etwas folgt von selber) würde daher so angelegt werden müssen:

Nichts,
als

1. *Leerer Begriff ohne Gegenstand*, ens rationis.
2. *Leerer Gegenstand eines Begriffs*, nihil privativum.
3. *Leere Anschauung ohne Gegenstand*, ens imaginarium.
4. *Leerer Gegenstand ohne Begriff*, nihil negativum.

Man sieht, daß das Gedankending (n. 1.) von dem Undinge (n. 4.) dadurch unterschieden werde, daß jenes nicht unter die Möglichkeiten gezählt werden darf, weil es bloß Erdichtung (obzwar nicht widersprechende) ist, dieses aber der Möglichkeit entgegengesetzt ist, indem der Begriff sogar sich selbst auf hebt. Beide sind aber leere Begriffe. Dagegen sind das nihil privativum (n. 2.) und ens imaginarium (n. 3.) leere Data zu Begriffen. Wenn das Licht nicht den Sinnen gegeben worden, so kann man sich auch keine Finsternis, und, wenn nicht ausgedehnte Wesen wahrgenommen worden, keinen Raum vorstellen. Die Negation sowohl, als die bloße Form der Anschauung, sind, ohne ein Reales, keine Objekte.“¹

Mit diesem im Gestus der Nebensächlichkeit verfassten kurzen Abschnitt endet die Analytik, der erste Teil der transzendentalen Logik, die wiederum den Hauptteil von Kants Hauptwerk ausmacht. Auf die Frage „Was kann ich wissen?“ antwortet Kant mit seiner *Kritik der reinen Vernunft*, in deren Zentrum die Ausarbeitung einer transzendentalen Logik steht. Zu ihr gehört einerseits

¹ Vgl. *Kritik der reinen Vernunft*, A 290–292/B 346–349.

die Logik der Wahrheit (Analytik), andererseits die Logik des Scheins (Dialektik); ein Zwiespalt, der auch die Sonderung zwischen den Erkenntnisvermögen Verstand und Vernunft legitimiert.

Genau auf die Grenzlinie zwischen beiden Bereichen und als Abschluß der Analytik platziert Kant seine, verglichen mit den anderen Abschnitten seines Hauptwerks, kaum beachtete Tafel des Nichts. Und doch ist es eben diese begriffliche Explikation des Nichts, vermittels derer der Philosoph sein Projekt der Fundierung und sicheren Begrenzung des menschlichen Erkennens in positiver Hinsicht zum Abschluß bringt. Kant orientiert sich hierbei konkret am transzendentalphilosophisch grundlegenden Gegensatz von Möglichkeit und Unmöglichkeit resp. Etwas und Nichts als logischer Entfaltung des Konzepts eines Gegenstandes überhaupt. Das Nichts wird entsprechend der Kategorientitel Quantität, Qualität, Relation und Modalität eingeteilt in das ens rationis, das nihil privativum, das ens imaginarium sowie das nihil negativum.

Bereits das anfängliche Denken sah sich der Notwendigkeit unterworfen, nach dem Nichts zu fragen und ihm gegenüber Position zu beziehen. Die Wahrheit des Seienden kann für Parmenides nur gemeinsam mit der Wahrheit des Nichtseienden ans Licht kommen, nämlich der, daß es nicht ist und nicht gedacht werden kann. Mit der Frage nach dem Sein wird immer zugleich nach dem Nichts gefragt, so daß auch bei Kant der These über das Sein eine These über das Nichts an die Seite zu stellen ist. Kant findet den Begriff des Nichts zunächst als Traditionsbestand vor, zu dem er sich verhalten muß, den er integrieren oder verwerfen muß, dem er faktisch dann aber einen Ort in seinem System zuweisen zu müssen glaubt, obwohl er „an sich von nicht sonderlicher Erheblichkeit scheinen dürfte“, jedoch „zur Vollständigkeit des Systems erforderlich“ ist.

Daß das Nichts mehr ist als eine geschichtliche Reminiszenz, wird bei genauerem Hinsehen freilich schnell offenkundig. So nimmt die Tafel des Nichts eine recht eigentümliche Stellung in Kants

Hauptwerk ein, die das Schwanken zwischen vorgeblicher und tatsächlicher Bedeutung des Nichtsbegriffs widerspiegelt: Einerseits ist sie der von der Atmosphäre der Nebensächlichkeit umgebene, trocken, knapp und förmlich gehaltene Abschluß der Analytik in Gestalt eines zweiten ergänzenden Nachtrags oder Zusatzes zu einer Anmerkung zu einem Anhang. Andererseits steht die Tafel in der Mitte der transzendentalen Logik, ja des ganzen Buches: Scharnier und Brücke zwischen der Logik der Wahrheit und der Logik des Scheins, zwischen erkennbarem und scheinbarem Sein, echter und trügerischer Erkenntnis, bezüglichem und scheinbezüglichem Denken.

Das Nichts ist als in vier Begriffe auseinandergelegte Bestimmung gleichwohl durchgängig der Vernunft immanent, selbst das Ding an sich² als Platzhalter einer selbständigen, von unserer Erkenntnis und ihren Formen vollkommen unabhängigen Entität, denn das Reich des Transzendentalen kennt bei Kant noch etwas Exteritoriales. Alle vier Nichtsbegriffe besitzen eine unbedingt notwendige Funktion innerhalb der Reflexion, der Erkenntnis der Erkenntnis, der Selbstvergewisserung des Denkens über seine Struktur, ihre Möglichkeiten und ihre Grenzen, über das Wesen und die Verflechtung von Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft, über die Gesetze von Erfahrung und phänomenaler Welt, über das Leere und das Erfüllte, über die Formen und die Materie.

Insofern hat es die Tafel des Nichts nicht bloß zufällig und bei-läufig an die prominente und entscheidende Stelle verschlagen, an der sie faktisch steht. Vielmehr ist das Nichts als der gleichermaßen subjektive wie objektive Nullpunkt sachgerecht auch der Mittelpunkt der transzendentalen Logik. Es geht um das Nichts als einen apriorischen Begriff mit einer bestimmten systematischen

² Für Hegel ist dieses subjektunabhängige Objekt ein Widerspruch, sofern es über den Rahmen der bestimmten Erfahrung als das unerkennbare und unbestimmte Noumenon im negativen Sinne hinausgeht. Das sich in seiner Erfahrungsausßerlichkeit allen begrifflichen Bestimmungen entziehende Ding an sich ist überhaupt nichts.

Position in der transzendentalen Logik und mit einer zu erfüllenden transzendentalen Funktion im Hinblick auf die Erkenntnis, die Erfahrung, ihre Konstitution (samt der ihrer Gegenstände) und ihre Grenzen.

Als radikale Reflexion auf den ontologischen Status der transzendentalen Gründe und Bedingungen positiven Seins ist die Tafel des Nichts der konzeptuell fixierte Bruch, das Kondensat des Bruchs mit der alten Metaphysik und die scharfe Grenze zwischen Analytik und Dialektik, zwischen genuiner, wahrer Erkenntnis und Schein. Systemarchitektonisch ist das Nichts der Übergang von Sein – im Sinne adäquater Gegenständlichkeit – zu Schein. Am und als Nichts wird die Grenze und damit die Endlichkeit unserer Erkenntnisfähigkeit begrifflich klar. Gehört das Nichts also noch *in* die Analytik, als Grenzbegriff einer Logik der Wahrheit? Oder bleibt es letztlich *zwischen* Analytik und Dialektik (zwischen Verstand und Vernunft, zwischen Dingen an sich und Ideen) übergreifend, als Ende der ersteren und Anfang der letzteren zugleich, in gewissem Sinne ortlos? Betrachten wir die vier Begriffe des Nichts zunächst jeweils für sich.

II. Der leere Begriff ohne Gegenstand

Denken ist Hervorbringen von Gedachtem, das aber als reines oder bloß Gedachtes nichtig, weil nicht objektiv ist. Denken ist außerdem Verarbeiten von anschaulicher Materie zu gültiger Objektivität und in diesem Sinne die Konstitution wirklich seiender Objekte. Als reine Produktion ist das Denken zwar nicht nichtig, aber auch kein positiv bestimmtes Sein, während seine Produkte, die Noumena, ein Nichts sind. Seiner absoluten Idee gemäß vermag das Denken durch ein eigenes nichtsinnliches Anschauen selbst Objekte zu schaffen, die im höchsten Sinne *sind*.³ Endliches Denken bedarf hingegen der sinnlichen Anschauung, die den Noumena fehlt, sie also nichtig bleiben läßt, bloße widerspruchs-

³ Vgl. *Kritik der reinen Vernunft*, B 307.

freie Gedankendinge. Das Ding an sich muß für uns eine leere, abstrakte Form bleiben, die vom Sein für anderes absieht, eine bestimmungslose Nichtigkeit ohne Was, das leere Absolute. Verfassung und Kraft des Denkens entscheiden mithin darüber, ob die Noumena als höchstes Sein oder als Nichts anzusehen sind.

Das reine Denken bleibt ein ontologisch indifferentes, produktives Vermögen, doch seine Erzeugnisse besitzen – was unsere Erkenntnisweise angeht – von sich her keine Wirklichkeit, keine objektive Gegenständlichkeit. Jenseits der sinnlichen Anschauung bleibt unsere Denktätigkeit leer. Das Nichts zeigt daher, was das reine Denken im Hinblick auf seine Produkte wesentlich *ist*. Reflektiert das Denken auf den ontologischen Status seiner reinen Schöpfungen, muß es sie als Nichts erkennen. Dem Noumenon eignet somit ein ambivalenter Status: Es ist als Werk einer höchsten (freilich selbst nur hypothetisch gedachten) Gestalt des Denkens, genauer gesagt des objektiv seinssetzenden, anschauenden Denkens, das ontologische Maximum; als Gebilde des faktischen, endlichen Denkens ist das Noumenon hingegen ein Nichts.

Diese Nichtshaftigkeit der Noumena kann ebenfalls auf zweifache Weise verstanden werden: Wenn das ontologisch erfüllende sinnliche Material lediglich faktisch fehlt, ist das Nichts die leere Form dessen, was – einmal inhaltlich erfüllt – als seiendes Ding gelten muß. In diesem Sinne bedeutet ‚Nichts‘ soviel wie ‚formal mögliches Sein‘; das Noumenon ist hier ein mögliches Phänomenon. Es gibt jedoch außerdem Noumena, die prinzipiell und damit niemals eine phänomenale Erfüllung gewinnen können, die notwendig, nicht nur faktisch, leere Begriffe sind. ‚Keines‘ zu sein, heißt also: noch nicht empirisch Eines zu sein; oder: prinzipiell niemals ein Ding zu sein. In negativer Weise eine und darin den drei Quantitätskategorien komplementäre Bestimmung ist ‚Keines‘ die Aufhebung jedes positiven Begriffs von Quantum oder Größe. Die Größe, d.i. die sich wiederholende Sukzession der Einheit, wird als Synthesis des Gleichartigen in der Zeit erzeugt

und als Zahl zusammengefaßt.⁴ ‚Keines‘ oder ‚Nicht-Eines‘ hebt mithin jede Größe oder Zahl auf. ‚Keines‘ bedeutet: Keinal, negatives Quantum, Null, kein Ding – weil jedes einer Größe zugrundeliegende Anschauungsdatum fehlt und aufgehoben ist. Das Gedankending ist als rein logisches Ding kein wirkliches Ding. Dieses Nichts ist ein quasi objektiver Zustand mit negativem Charakter, der Mangel von größtmäßig (zählend) bestimmbarom Inhalt, der das Ding zu keinem Phänomen werden läßt. Das reine Denken ist der Zeitform nicht unterworfen;⁵ was aber Sinn und Geltung eines Seienden haben soll, muß auf die Zeit – über die bloße Gegebenheit jeder Vorstellung im inneren Sinn hinaus – realen Bezug haben. Der Zeitbezug benennt so die wesentliche Differenz zwischen reinem Denken und Sein im Sinne von dinglicher Wirklichkeit. Mit der Festlegung und Begründung dessen, was ein Ding ist bzw. sein kann, wird zugleich bestimmt, was kein Ding sein kann und wo die Grenze liegt. Reine Begriffe, reine Formen, reines Denken benennen ihren ontologischen Status – entweder vorläufig oder absolut – als Nichts.

III. Der leere Gegenstand eines Begriffs

Etwas und Nichts spezifizieren den Gegenstand überhaupt⁶ – den ontologischen Grundbegriff Kants – nach seiner Existenz oder Nicht-Existenz, nach Realität oder Negation. Alle Realität gründet in einer materiell induzierten Empfindung, die die bloße Form zum existenten Gegenstand bestimmt. Weil die Empfindung stets intensive Grade aufweist, graduell gegeben sein muß, hat jede Realität Grade, und zudem gibt es allezeit einen Übergang zwischen Realität und Negation.⁷ Jedes Etwas existiert also seiner

⁴ Vgl. *Kritik der reinen Vernunft*, A 142–143/B 182, A 242/B 300.

⁵ Vgl. *Kritik der reinen Vernunft*, A 551/B 579.

⁶ Vgl. dazu auch *Kritik der reinen Vernunft*, A 414/B 441 mit Bezug auf das transzendente Subjekt.

⁷ Vgl. *Kritik der reinen Vernunft*, A 142–144/B 182–183.

qualitativen Realität nach in quantitativen Abstufungen; Existieren unterliegt dem Komparativ. Mit ‚Nichts‘ wird beim nihil negativum das vollständige Verschwinden der Empfindung, ihr gänzlicher Mangel bezeichnet. Verglichen mit dem Etwas ist das Nichts das Klare, Einfache und Sichere: Für die vollkommene Realität des Etwas gibt es (abgesehen von der Idee Gottes) kein genaues Maß. Wann ist das Reale uneingeschränkt da? Wann besteht eine Empfindung so, daß über sie hinaus keine stärkere mehr möglich ist? Ab wo kann es eine weitere graduelle Steigerung nicht mehr geben? Der Nullpunkt ist hingegen deutlich erkennbar. Das Nichts ist die eindeutige Einheit der Null, der *eine* Nullzustand, während ein Etwas konstitutiv immer in einer *Manigfaltigkeit* von Zuständen gegeben ist.

Das nihil privativum wird von der konkreten Verneinung her gedacht: Empfindung, Realität, Materie werden verneint. Etwas *bestimmtes* Positives fehlt, so daß auch das Nichts ein genau bestimmtes ist: das Nichtsein und der Nullzustand im Hinblick auf eine besondere Positivität, eine materiell fundierte Empfindung. Das spezielle reale Phänomen in seinem positiven Gehalt bleibt noch für seine Negation – als Negation *dieses* Phänomens – leitend. Das nihil privativum ist das konkret entpositivierte Etwas. In gewissem Sinne bewahren die Aufhebung und Abwesenheit eines bestimmten Positiven dessen Phänomencharakter, auch wenn der komplette Mangel des Realen selbst keine wahrnehmbare, erfahrbare Erscheinung darstellt.⁸ Das nihil privativum ist der Begriff für das leere ‚Phänomen‘ reiner Empfindungslosigkeit: gegenständlich, aber leer.

Für sich kann die absolute Negation nicht erscheinen, aber als Verneinung eines *Positiven* sehr wohl. Das Erscheinen – als das von Realem – insgesamt ist nur möglich, wenn es Nicht-Erscheinen gibt, wenn und weil etwas aus bestimmten Gründen nicht erscheinen kann. Die Grenzen des Erscheinens erscheinen nicht, aber sie gehören zum Erscheinen, sie sind denkbar und für

⁸ Vgl. *Kritik der reinen Vernunft*, A 172–173/B 214.

das Erscheinen notwendig. Die absolute qualitative Negation erscheint als Grenze und Erlöschen des positiven Erscheinens, des Erscheinens von Erscheinendem, sofern dieses ausschließlich von positiver Art sein kann.

Das Beispiel von Licht und Dunkel mag veranschaulichen, wie der eigentlich weder erscheinungsfähige noch wahrnehmbare und empfindbare Mangel an Realität (der Nullgrad) zu verstehen ist – wobei das Problem der konkret-faktischen sinnesphysiologischen Grenzen oder Reizschwellen des Menschen, seine Lichtempfindlichkeit nach oben und unten, keine Rolle spielt. Dunkelheit meint die Abwesenheit des Lichtes, den völligen Mangel der Realität des Lichtes, die empfunden wird. Der Gegensatz von Positiv und Negativ steht in elementarer Proportion zu unserem *Erkenntnisvermögen*: Dieses bleibt immer bestehen und erkennt den kompletten Mangel von Licht. Wir empfinden das absolute Nicht-Sehen, die ‚Blindheit‘, weil wir prinzipiell sehen können. Das Nicht- und Nichts-Sehen ist eine Erfahrung, die wir bewußt machen können; wir erkennen, daß wir absolut nichts sehen. Weil wir das Reale vorgängig erfahren haben und kennen, können wir auch seinen Ausfall als solchen wahrnehmen. In gewissem Sinne sehen wir unser Nicht-Sehen.

Die fundamental realitätsbezogene Disposition unserer Erkenntnis ermöglicht es uns ebenso, die Absenz des Positiven noch als solche und vom Positiven her festzuhalten. Vom mit *dieser* bestimmten Empfindung erfüllten Augenblick her, aus dem Kontinuum der Zeit heraus, können wir den in derselben Hinsicht leeren Moment erkennen. Eine abstrakt leere Zeit als solche bleibt hingegen unzugänglich,⁹ denn ohne das Kontinuum ließen sich die Empfindungsintensitäten der Einzelaugenblicke überhaupt nicht vergleichen. Negation meint also ein spezielles Nichtsein: Mit *dieser* Empfindung ist die Zeitstelle nicht mehr erfüllt. Leereheit und Negation benennen als ‚Zeitinhalt‘ das maximale Fehlen, den größtmöglichen Verminderungsgrad derjenigen positiven

⁹ Vgl. *Kritik der reinen Vernunft*, A 168–170/B 210–212.

Empfindung, die ehemals bestand. Im Wesen stiftet Realität die Zeitsukzession, und die Zeitabfolge wird vom Realen – und sodann auch von dessen Privation – erfüllt und bestimmt. Wo nichts mehr gegenwärtig ist, wird das Fehlen des Vormaligen (Realen) vergegenwärtigt. Jeder empirische Bruch des Kontinuums, wie etwa der Schlaf, bleibt bedeutungslos, weil das Erkennen als solches in sich bruchlos ist, weil das Subjekt nicht schläft und unendlich ist.

Das nihil privativum ist als Grenzpunkt der Erfahrung rein für sich selbst nicht erfahrbar, weil Erfahrung immer eine von Sein ist und ein Sein gibt. Deshalb ist dieser Nichtsbegriff der *logische* Grenzbegriff möglicher Erfahrung; er gehört unabweislich zur Logik des Erfahrungsbegriffs: Als totale Negation und Null denkbar, ist er ein notwendig in der Konsequenz des Denkens liegender Zustand des Ausfalls aller Erfahrung, der selbst nicht erfahrbar ist, jedoch sachlich unabdingbar zur Logik des Erfahrungsbegriffs hinzugehört – eben als dessen negative Grenze.

Beim nihil privativum ist das Nichts das *Resultat* der Negation des positiven Seins in Gestalt von Realität und Qualität. Es ist deren Mangel und setzt daher die sachlich komplementäre Positivität voraus. Dieses Nichts ist stets das Ergebnis der Verneinung eines vorangehenden Positiven. Beim nihil negativum ist das Nichts der *Grund* der Negativität im Sinne des Unmöglichen. Dieses ist undenkbar und niemals gegeben. Es wird nicht erst als Etwas verneint, sondern ist ursprünglich selbst schon Nichts. Es ist absolute Negativität in Gestalt unmittelbarer Undenkbarkeit, logisch originär und unhintergebar bereits Nichts. Ist das Nichts in seiner zweiten Form Negation als Abwesenheit von Realität, so ist es in seiner vierten Form unvordenkliche logische Anwesenheit von Negativität. Das Unmögliche wird nicht erst verneint, sondern ist immer schon nichtig.

Der zweite, qualitative Nichtsbegriff zeigt, daß für Kant erst die Affirmationen die distinkte Denkbarkeit von komplementären Negationen ermöglichen. Obwohl die Beispielbegriffe (Kälte/Wärme, Dunkel/Licht) komparativ-relationale sind, liegt der

eigentliche Inhalt immer allein im Positiven, während Negationen oder Privationen bloß derivativer Natur sind.¹⁰ ‚Sein‘ resp. ‚Existenz‘ meint die Position im Sinne einer Position des Positiven; eine Nicht-Existenz kann und muß nicht ursprünglich gesetzt werden. Hinsichtlich des Qualitativen und seiner Funktion für die Gegenstandskonstitution bedeutet das Nichts den Ausfall des positiven Sachgehalts, das Ausbleiben der affizierenden, intensiven Empfindung als des Grundes empirischer Wahrnehmung realer Gegenständlichkeit.¹¹ Die Abwesenheit der Empfindung wird als Mangel wahrgenommen und damit als Fehlen der Realität, als objektiver Nullpunkt (subjektiver Empfindungslosigkeit), als Negation des Gegenstandes, sofern er empfunden werden muß, als qualitative Leere.

Der bloß faktischen Leere des negativen Gegenstandes entspricht an vierter Stelle der Tafel der unmögliche Gegenstand. Das von Kant gewählte Beispiel des geradlinigen Zweiecks entstammt der Schulmetaphysik¹² und wirkt sachlich schillernd: Die Unmöglichkeit soll in der Undenkbarkeit gründen, aber an anderer Stelle¹³ bringt das geradlinige Zweieck noch keine Unmöglichkeit schon aufgrund begrifflicher Widersprüchlichkeit mit sich, sondern derartige Begriffe sind deswegen unmöglich, weil ihnen prinzipiell keine anschauungsmäßige Konstruierbarkeit korrespondiert und also auch keine objektive Realität. Einem solchen Begriff kann nie ein Gegenstand entsprechen, weil die Bedingungen der Synthetisierbarkeit von Begriff und Anschauung fehlen, weil eine Synthesis unmöglich ist.¹⁴

Das von Kant gewählte Beispiel fällt wohl eher in die Klasse der Gedankendinge, obwohl in der vierten Nichtsform das Denken

¹⁰ Vgl. *Kritik der reinen Vernunft*, A 575/B 603.

¹¹ Vgl. *Kritik der reinen Vernunft*, A 19/B 34.

¹² Vgl. C. Wolff: *Philosophia prima, sive Ontologia*. Frankfurt/Leipzig 1736, § 79; *Auszug aus den Anfangs-Gründen aller Mathematischen Wissenschaften*. Halle 1772, § 25.

¹³ Vgl. *Kritik der reinen Vernunft*, A 163/ B 204, A 220/B 268.

¹⁴ Vgl. AA XVIII, 540.

selbst ausfallen soll; das Begriffliche wird durch immanente Widersprüchlichkeit selbstaufhebend. Begriffliche Momente und Bestimmungen, die je für sich allein genommen formal die Konstitution eines Gegenstandes zulassen, also gegenständlich adäquat und denkbar sind, bringen zusammengenommen keinen Gegenstand hervor, weil sie unmöglich verbunden werden können. So gibt es für den Begriff des Rundedcks etwa keine Erfüllungsbedingungen, er schließt schon logisch den Widerspruch und die Selbstaufhebung ein. Die rein logische Repugnanz zweier Prädikate in einem Begriff und einem Etwas macht diese undenkbar, unmöglich, unsynthetisierbar. Ein Begriff wird unmöglich, sofern er weder denkbar noch gar anschaulich konstruierbar ist. Anders als beim Noumenon, das denkbar ist, aber nicht anschaulich gegeben werden kann, hebt der Begriff sich zuletzt selbst auf und ist im eigentlichen Sinne abwesend, ein Unbegriff und bloßer Name, so daß bereits exklusiv vom Denken her das Existieren unmöglich und absolut ausgeschlossen ist.

Sind die Noumena auch keine Möglichkeiten, so doch denkbar, und sie können genau deshalb nicht als Unmöglichkeiten begriffen werden. Das Unmögliche – als Nichts im vierten, radikalen Sinne – resultiert logisch aus der den Satz vom Widerspruch aufhebenden Gleichsetzung von Affirmation und Negation hinsichtlich desselben Gegenstandes, was ontologisch der Opposition konträrer Eigenschaften eines Dinges entspricht, die jede mögliche Synthesis zerstört. Führt die rein logische Opposition gemäß dem Satz vom Widerspruch immer zur Unvorstellbarkeit, so können in der Realität zwei Prädikate eines Dinges einander entgegengesetzt sein und ihm dennoch zugleich zukommen, etwa konträre Bewegungskräfte, die sich dann freilich faktisch zur Null neutralisieren und aufheben.¹⁵ In der Gestalt des Undings und Unbegriffs ist das Nichts jedenfalls der Gegenpol zur Idee des Inbegriffs aller Möglichkeiten als Totalität des Seins und voll-

¹⁵ Vgl. *Versuch den Begriff der negativen Größen in die Weltweisheit einzuführen*, AA II, 171–172, 197.

kommener, unendlicher *omnitude realitatis*, die in einem absoluten Einzelwesen gesammelt vorliegt.¹⁶

Bei der vierten Nichtsform bleibt der Gegenstand von der Begriffsseite her leer, weil der Begriff nicht bloß – wie beim Nomenon – leer und prinzipiell unerfüllbar ist, sondern weil er sich als undenkbar und in sich selbst widersprüchlich aufhebt und daher gänzlich fehlt. Durch logische Selbstwidersprüchlichkeit ist gar nichts Denkbares, kein Begriff da. Bei dieser radikalen Unmöglichkeit bleibt das intendierte Objekt unanschaulich, weil seine fiktiv gesetzten Begriffsmomente als Einheit undenkbar, logisch unsynthetisierbar sind. *Alles*, was zur möglichen Setzung eines Gegenstandes notwendig ist, fehlt. Was bleibt, ist die reine Vorstellungsinention des *Subjekts*, die sachlich in absoluter positionaler Nichtigkeit kollabiert.

Beim Nullpunkt laufen qualitatives Nichts (Nichtsein) und quantitatives Nichts (Keines) faktisch auf dasselbe hinaus: Ob kein diskret zählbarer Gegenstand da ist, oder ob keine gradhaft intensive Empfindung eines Gegenstandes gegeben ist, hat nur für die systematische kategorienanaloge Fundierung und Bestimmung des Nichts Bedeutung. Ob der Gegenstand fehlt, oder ob der Mangel an einer empfindbaren Realität des Gegenstandes herrscht, beides mündet in einen objektiven Nullzustand. Deswegen ist den ersten beiden Formen des Nichts gemeinsam, daß der *Begriff* bei ihnen noch vorhanden und wirksam ist, der Abwesenheit, Mangel (Unerfülltheit) und Privation festhält, repräsentierbar und denkbar macht. Als Nullzustand kann das Nichts im zweiten Sinne auch nicht mit der Kategorie der Limitation zusammenfallen, weil bei der Limitation das Positive und Reale niemals *ganz* vom Negativen aufgehoben wird bzw. in diesem als Null erlischt, sondern lediglich eingeschränkt wird. Bei der Limitation sinkt das Positive nicht vollständig auf die Null des Negativen herab.

¹⁶ Vgl. bereits *Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels*, AA I, 338.

Die dritte Kategorie ist stets ein grenzziehender Aktus der Vereinheitlichung, sofern der Verstand in der dritten die zweite auf die erste Kategorie bezieht und sie verbindet. Die Kategorientafel statuiert die Reflexivität als Wesen des Begriffs und der kategorialen Vollständigkeit, wozu auch die sukzessive Gleichursprünglichkeit der Kategorien gehört, die logische Einheit ihrer Einheit und Differenz: Wenn Allheit Vielheit als Einheit ist, dann wird der zweite Begriff im dritten als erster gedacht; das Dritte ist durch und als das Zweite das Erste. Ein Begriff wird durch den Gegenbegriff in einem dritten Begriff gedacht, was die Vollständigkeit einer Gruppe herbeiführt. Allheit bedeutet begrenzte Vielheit in einer Einheit; Notwendigkeit bedeutet, daß das Mögliche durch sein Wesen wirklich sein muß; und Limitation bedeutet qua Negation begrenzte und partiell verneinte Realität, d.h., alles Limitierte resp. als limitiert Empfundene ist immer größer Null, und es ist fraglich, ob jemals eine uneingeschränkte Realität gegeben sein und empfunden werden kann. Ohne Grade wäre eine Realität entweder da oder nicht da, so daß die Limitation gar keinen Sinn hätte.

Die Gesamtheit des Positiven fällt zusammen mit dem Geltungsbereich und der Setzungslegitimität des Möglichen. Alles in irgendeiner Weise Positive ist möglich, und alles Mögliche enthält Positivität, zumindest als Verneintes. Gültige Entitäten und Sachverhalte sind möglich und positiv. Doch ist das Positive nur es selbst in der Abgrenzung vom genuin Negativen. Diese Grenze macht das Begrenzte und alles in seinem Bereich liegende erst begreifbar. Das Nichts als Begriff der Gestalten des rein Negativen und Unmöglichen setzt diese Grenze und erschließt so den ontologischen und erkenntnistheoretischen Sinn des Positiven, das ohne eine sichere und gewisse Grenze unscharf und strittig bleibt. Es gibt kein positives Wissen ohne das Wissen um die notwendigen und festen Grenzen dieses Wissens.

Negation ist keine negative Realität, die der positiven entgegengesetzt ist, sondern sie ist Nicht-Realität, Defekt oder Abwesenheit einer Realität. Das Sehen-Können hat Grade, die allesamt als real

gelten dürfen, aber die Blindheit ist keine Realität, weder eine positive noch eine negative, sondern der Nullzustand, der vollständige Mangel, das Nichtsein des Sehens. Die Blindheit ist im Sinne der Nichtigkeit des Sehens keine andere Art Realität, kein eigener (negativer) qualitativer Zustand, sondern ausschließlich das Fehlen des Positiven und daher selbst Nichts. Gegenstände sind einzig durch Affektion gegeben, so daß sie immer als Erscheinung einer Erscheinung erscheinen.

Was uns affiziert, liegt im Materiellen, im Vorstellungsinhalt oder im Vollzugsbewußtsein synthetisierenden Handelns. Dadurch empfinden wir Gegenstände in bestimmten Intensitätsgraden oder -stufen. Diese subjektiven Empfindungen begreifen wir als objektive Realität des Gegenstandes, in der er erfahren wird. Wo Zeitpunkte sich lediglich zählbar aneinanderreihen und nicht graduell erfüllt sind, wo nichts (materiell) empfunden wird, dort ist nichts Objektives. Haben Erscheinungen in der Anschauung eine reihenhafte Extension, so müssen sie in der Wahrnehmung eine Intensität besitzen.

Realität ist der materiell fundierte Aspekt der Objektivität. Anders als bei den reinen Gehalten apriorischer Objektivität – etwa bei den Anschauungsinhalten und Sachbestimmtheiten der Gegenstände der Mathematik – wird Realität wegen ihrer Stofflichkeit gradhaft-intensiv empfunden. Reale Objekte existieren im vollen, und d.h. im empirischen, Sinne. Wie die Kategorien insgesamt das System der möglichen und notwendigen apriorischen Grundverhältnisse des Denkens zur Anschauung bilden, so ist die Kategorie der Realität das Verhältnis des Denkens zur materiellen Objektivität der Gegenstände. Beziehen sich die Axiome auf (die Form von) Anschauungen überhaupt, so die Antizipationen auf die (materiell fundierte) empirische Anschauung überhaupt, so daß beide Bedingungen der Möglichkeit empirischer Erkenntnis sind, d.h. auf empirische Objekte bezogen.

Erst die Analogien verbinden dann empirische Anschauungen zu Objekten im Sinne raumzeitlicher konkreter Objekte oder dinglicher Materie: Mit der Substanz, die als solche auch keinen Grad

von Realität mehr aufweist, wird das Dasein als objektives Existieren in der Zeit erreicht und als Setzung von Wirklichkeit einsehbar. Die Substanz ist das Reale der Erscheinung und das Substrat der empirischen Zeitvorstellung.¹⁷ Die Analogien geben die allgemeinen und formalen Bedingungen, um konkrete Einzelgegenstände a priori bestimmen zu können. Die Grundsätze sind insgesamt ein System nicht-mathematischer synthetischer Urteile a priori, des objektiven Gebrauchs der Kategorien.

Eine wirkliche negative Bestimmung ist eine Bestimmung von nichts, genauer: von der Abwesenheit eines Gegenstandes. Wir können die Abwesenheit eines Objekts vorstellen, wenn seine Anwesenheit unseren Sinnen gegeben ist. Und ein abwesendes Objekt bleibt trotzdem jederzeit eine mögliche Empfindung: Die Tatsache, daß es noch nicht oder nicht mehr sinnlich gegeben ist, bedeutet nicht, daß es überhaupt nicht sinnlich gegeben werden kann. Negation oder Nichts ist sonach die Möglichkeit einer entsprechenden Realität, die nicht vorhanden ist. Es ist das Konzept des Mangels oder Fehlens einer wirklichen Bestimmtheit. Der Übergang von der Anwesenheit zur Abwesenheit einer Realität fordert, daß die Zeit als kontinuierlich und einheitlich vorgestellt werden muß. Jede Realität ist wie ihre Negation möglich und auf der Basis des Schemas der Realität vorstellbar. Beide bewegen sich im Horizont möglicher Erfahrung. Ohne ein sinnlich Gegebenes bleibt jede Affirmation leer; ohne einen Gegenstand bleibt jede Realität (als reine Kategorie) ein Nichts.

¹⁷ Die Anwendung des Substanzbegriffs auf ein absolutes Denksubjekt geschieht als Inanspruchnahme der Zeitgantheit für die Erfüllung des Substanzgedankens. Ewige Beharrlichkeit ist jedoch empirisch unantreffbar, Raum und Zeit sind der Horizont empirischer Substanzerfüllung, so daß auch das Bewußtsein eine Verlaufseinheit der empirisch-zeitlichen Synthesis bleibt. Das eigene Dasein kann nur in der empirischen Selbstwahrnehmung des Denkens in der Zeit gegeben werden. Das Ich besteht in gar nichts anderem als Denken und Vorstellen, weshalb beim ‚Ich denke‘ das Subjekt keine vom Prädikat unabhängige Substanz bedeuten kann.

Da Raum und Zeit in den Axiomen selbst als extensive Größen definiert werden, hängen diese mit Raum und Zeit zusammen. Eine Größe kann intensiv zunehmen, während sie extensiv gleichbleibt. Die Dauer eines Tons ist eine extensive Größe, seine Lautstärke ist intensiv. Intensität ist, anders als die Ausdehnung, nicht teilbar, sondern muß als Einheit erfaßt werden. Intensive Größen werden nicht als aufeinanderfolgende Teile, sondern nur als Grade in der Zeit gemessen. Kant leitet das Prinzip der intensiven Größen aus der apriorischen Kontinuität der Veränderung in der Zeit selbst ab.

Auf Extensives wie Intensives ist aber die Mathematik anwendbar, weil die Zahl das Schema der Quantität ist, die auf Raum *und* Zeit als Kontinua appliziert werden kann. Hinsichtlich der Realität wissen wir a priori zwei Dinge: Zum einen hat sie immer einen Grad, zum anderen kann sie diesen ändern. Alles andere kann sich nur aus der Erfahrung ergeben. Der leere Raum und die leere Zeit bzw. das Nichtsein in der Zeit sind unerfahrbar und können nicht physisch existieren, denn es gibt überhaupt keine absolute materielle Leere. Als reine Leere und reiner Mangel ist das nihil privativum folglich eine Unmöglichkeit.

IV. Die leere Anschauung ohne Gegenstand

Raum und Zeit sind objektiv, nicht aber gegenständlich. Objektive Vorstellungen sind sie als apriorische Bedingungen der Möglichkeit von Gegenständen,¹⁸ sie selbst jedoch sind keine möglichen Gegenstände. Ohne selbst zu erscheinen, sind sie Bedingungen des Erscheinens. Als reine, leere Formen sind sie Etwas, weil sie indes keine real existenten Gegenstände sind, müssen sie ebenso als Nichts gelten. Sie ‚existieren‘ in der Seinsweise des Idealen, das die notwendige Bedingung des Realen abgibt. In dieser Seinsweise bleiben die reinen Formen hinter dem vollen Sein und Existieren zurück – zwar für diese konstitutiv, aber eben nicht ihnen

¹⁸ Vgl. *Kritik der reinen Vernunft*, A 28/B 44, A 34–35/B 51, A 166/B 207.

gleichrangig. Als Bedingungen der Möglichkeit vollgültigen Seins besitzen sie doch nicht dessen Wirklichkeit.

Das Ideale ist eine Funktion des Realen; zugleich gibt es ohne das formale Sein in seiner Dürftigkeit niemals Sein im vollen Sinne, was eine gewisse Umkehrung des ontologischen Komparativs bedeutet. Ontologische Sättigung erfolgt durch die Erfüllung der reinen Formen mit Materie. Weil ‚Sein‘ zunächst bloße Setzung meint, ist durch den allgemeinen Setzungscharakter nichts über die ontologische Geltung des Gesetzten gesagt: Gesetzt werden kann etwas im Verstand, in der Einbildungskraft oder als realer Gegenstand. Wo etwas im vollen Sinne gesetzt wird, ist zur Form der verarbeitete empirische Gehalt hinzugekommen, der Sein im maßgeblichen Sinne von gegenständlicher Objektivität stiftet. Darüber noch hinausgehende Instanzen eines höchsten Seins sind einerseits das in allen Setzungen Setzende, die Subjektivität, andererseits die Idee des perfekten Seienden als des Inbegriffs aller Realität; beide können, jenseits aller Setzung und Konstitution, nur als schlicht daseiend gedacht werden.

Raum und Zeit sind als ‚Gegenstände‘ imaginär, von der Einbildungskraft hypostasierte Scheingegenstände, die aber faktisch reine Bilder sind. Was das Imaginäre ‚ist‘, ist es als reine Möglichkeit. Die reinen Bilder zeichnen die Formen vor, in denen alle empirischen Bilder, Erscheinungen und Objekte überhaupt erst gegeben sein können. Sie produzieren die Bedingungen der Synthesis von Phänomenen. Die reinen Bilder sind die reinen Formen der Vermittlung von Denken und Sinnesmannigfaltigkeit. Doch bleiben die Anschauungsformen bei der dritten Gestalt des Nichts gegenstandslos, weil keine Substanz gegeben ist. Dieses Nichts ist das substanzlose Etwas. Ohne ein Dasein sind die Formen der Inverhältnissetzung leer. Es gibt keine Erscheinungen, die in zeitlichen oder kausalen Relationen stehen und bestimmbar wären. Nichts ist da, was in zeitlicher Ordnung stünde. Nichts beharrt, nichts ist zugleich, nichts folgt einander, nur die leeren Relationsformen selbst werden hypostasierbar.

Das Beharrliche der leeren Form der Anschauung besteht in nichts anderem als der Leere. Die Beharrlichkeit des Nicht-Erscheinens von etwas Bleibendem in der Sukzession der leeren Zeit stiftet eine Art von negativer Substanz. Weil die Zeit selbst keine Substanz ist und keine Substanz in ihr erscheint, ist die dritte Gestalt des Nichts konkret bestimmt. Wenn das Nichts als gleichsam beharrlich negative Substanz ‚in‘ der Zeit fungiert, dann sind keinerlei Zeitverhältnisse, kein Wechsel, kein Beharren, kein Gegenstand mehr identifizierbar, was ja der positiv ontologische Sinn der Zeit wäre.¹⁹

Durch die auf negative Weise beharrende, unwandelbare ‚Substanz‘ des Nichts bleibt die Zeit fortwährend leer. Das Nichts ist hier das quasi-substantielle andauernde Fehlen der Substanz. Die Unwandelbarkeit der Zeit²⁰ findet kein Gegenstück an etwas Beharrendem in ihr; die Zeit wird selbst zur gewissermaßen irrealen Substanz. Als reine Abfolge ist jeder Jetztpunkt immer wieder derselbe, er bleibt beständig mit sich identisch. Nichts wird unterscheidbar, nichts wird ein konkreter objektiv-gegenständlicher Zusammenhang, ein substantielles Ding. Die reine Zeit als Residuum aller Inhaltsaufhebung ist die leere Identität ihrer unendlich vielen Verlaufspunkte und wird selbst zur imaginären Substanz.

Die Substanzlosigkeit der Zeit selbst und diejenige, die in ihr besteht, lassen sie als beständige Sukzession von unterschiedslosen Zeitpunkten zurück. Auf diese nichtige Seinsweise reduziert, zeigt sich die völlige Gleichgültigkeit der Zeit gegen Etwas und Nichts: Ob etwas oder nichts einander abfolgt, spielt für die reine Zeit keine Rolle. Leer oder erfüllt sind die progredierenden Momente doch immer dieselben. Der Substanzmangel tangiert die Nichtigkeit dieser Zeit letztlich nicht. Das Reine ist dann leer, wenn prinzipiell etwas in ihm sein kann und sollte. Die reine Zeit ist ein quasi substantieller Platzhalter für die mit realer Substanz erfüllte Zeit.

¹⁹ Vgl. *Kritik der reinen Vernunft*, A 182–186/B 225–229.

²⁰ Vgl. *Kritik der reinen Vernunft*, A 144/B 183.

Als reine Form wird die Zeit ganz dem objektiv Beharrenden entsprechend gedacht. Der reinen Zeit eignet also der formale Charakter der Substanz. Der identische Augenblick ist das Residuum der Abwesenheit aller empirischen Realität, das den Grundzug der Substanz, die Beharrlichkeit, wahrt. Die von aller realen Substanz entleerte Zeit bleibt die substanzgemäß gedachte Form der Erfüllung mit realer Substanz: als Nichts das jederzeit – bis ins Unendliche – mögliche Etwas. Immer wieder und weiter, ohne Lücke, ist ein Jetzt da, das für die Erfüllung mit substantiell-empirischem Inhalt offen und bereits steht. Der Punkt fließt jederzeit in die unendliche, gerade Linie. Die reine Zeit ist als mit wirklichen Objekten erfüllbare permanent vorhanden und objektiv da.

Der Raum ist eine unmittelbare, triplizitär gegebene, unsynthetisierte Einheit. Der Satz: ‚Der Raum ist dreidimensional‘ ist ein analytisches Urteil, das bloß definatorisch das Was, den Begriffsinhalt explikativ entfaltet. Der Raum ist weder eine Abstraktion noch als gar nicht, sondern lediglich als leer – und damit als Nichts – vorstellbar. Kant beschreibt den Seinssinn und die ontologische Geltung von Raum und Zeit, entsprechend ihrer Erkenntnisfunktion, im Horizont des Prinzips *λέγεται πολλαχῶς*:²¹ Sie sind im empirischen Sinne (also als faktische Formen konkret objektiver Gegenständlichkeit und ihrer Erkenntnis) real; im transzendentalen Sinne (also als reine, rezeptive Anschauungsformen, die aber als prinzipiell auf Objektivität gerichtet und funktional an sie gebunden begriffen werden) sind sie ideal; für sich genommen und selbst zu seienden Objekten hypostasiert schließlich sind sie nichts. Das Sein der Formen der Anschauung kann mithin als Realität, Idealität oder Nichtigkeit gesetzt werden. Aufgrund von Raum und Zeit haben wir das Bewußtsein der Möglichkeit empirischer Erkenntnis, jedoch zugleich das der Notwendigkeit der Anschauungsformen für diese.

²¹ Vgl. *Kritik der reinen Vernunft*, A 27/B 43, A 30/B 45, A 35/B 52, A 41/B 58.

Der Primat der Zeit resultiert aus der zentralen Bedeutung des Vorstellens, denn nur das Vorgestellte kann räumlich sein, während die Vorstellung immer zeitlich ist, weswegen die Zeit die Bedingung allen erscheinenden Seins ist, das allein wiederum als Gegenstand der Erfahrung gelten kann und darf. Die Welt ist in diesem Sinne die Totalität möglicher Erscheinungen. Erscheinungen sind nicht nur bewußt als innere Vorstellungen, sondern auch als Vorstellungen von Realem: Als Vorstellung ist der Gegenstand subjektiv, als Erscheinung objektiv, denn die Formen des Subjektiven sind die Bedingungen des Objektiven.

Sind die Dinge an sich monadisch, so sind die Erscheinungen synthetischer Natur, und ihre Gegebenheit im inneren Sinn macht alle Dinge zu Objekten im Sinne der Kongruenz von Erscheinung und Vorstellung. *Was* für uns im vollen Sinne ist, ist zeitlich; und *wie* es uns gegeben ist, ist ebenfalls zeitlich.²² Alle Vorstellungen sind im inneren Sinn, dem Bewußtsein als Vorstellungsraum, als ihrer formal-objektiven Bedingung gegeben. Im inneren Sinn sind auch wir uns empirisch identisch als uns selbst gegeben bewußt, weil wir als Ding, wie jedes andere Ding, von uns konstituiert werden. Was wir erfahren, das erscheint uns, weshalb wir auch uns selbst nur als uns erscheinend erscheinen.

Erster und dritter Nichtsbegriff stehen dem zweiten und vierten konträr entgegen: Beim ersten und dritten sind Begriff und Anschauung (als die reinen Formen) leer, sie selbst werden aber, wenn auch eben ohne Gegenstand, als ‚seiend‘ genommen; beim zweiten und vierten bleibt der Gegenstand selbst – mit oder ohne Begriff, intensiv oder logisch – leer. Wie kann unter dem Titel des Nichts zweimal Seiendes gesetzt werden? Es handelt sich um vorgebliche, ungültige Seinssetzungen, die faktisch nichtig sind; un-

²² Bei Raum und Zeit gibt es keinen Primat der Vorstellung ihrer Ganzheit vor der Vorstellung ihrer Teile, weil ihre Einheit dynamisch ist. Auch die Frage nach Endlichkeit oder Unendlichkeit von Raum und Zeit ist deswegen nur relevant, wenn man sie selbst zum Erkenntnisgegenstand macht, ansonsten genügt die Möglichkeit ihrer potentiell unendlichen Progression.

einlösbare und unausweisbare Versuche, Etwas zu setzen. Wird beim ersten Begriff das Ding hinter den Anschauungsformen als seiend gesetzt, so werden beim dritten die Anschauungsformen selbst als seiend gesetzt.

Beim dritten Begriff betont Kant, daß die reinen und relationalen Anschauungsformen, für sich betrachtet oder sogar imaginär zu Gegenständen hypostasiert, Nichts sind, weil nichts, kein Ding, *in ihnen gegeben* ist.²³ Raum und Zeit sind für sich selbst keine Gegenstände, sondern enthalten – damit der dritten Kategorien-Gruppe entsprechend – nichts als Verhältnisse.²⁴ Für sich sind sie leere Anschauung und Sukzession bis ins Unendliche, das damit auch als ein Nichts anzusehen ist. Die ersten drei Nichtsbegriffe heben jeweils die gemeinsamen Bedingungen aller drei Kategorien der ihnen korrespondierenden Gruppe auf.

V. Der leere Gegenstand ohne Begriff

Der Sinn des Satzes vom Widerspruch wird im Hinblick auf Möglichkeit und Unmöglichkeit gedacht, als logische Ausgeschlossenheit oder Zugelassenheit zum Existieren. Wird das Nichts als Unmöglichkeit begriffen, dann wird es – komplementär zum Möglichkeitsbegriff – im Gedanken der *Herkünftigkeit*, des Einräumens von Sein aus formalen Gründen, konzipiert: Das Nichts ist kraftlos und unvermögend zu existieren, es ist das, was nicht sein kann; etwas wird als sich unmittelbar aufhebend gesetzt, so daß es für es keinen Übergang ins Sein geben kann.

Das Nichts wird als begrifflich einheitliche und adäquat gefaßte begründete Einsichtigkeit der Ausgeschlossenheit vom Sein, als Zurückweisung, Zurückhaltung, Mangel und Unfähigkeit zum Sein, vorgestellt. Es fehlen die Bedingungen der ästhetischen Erfüllung eines Begriffs, das prinzipiell Unmögliche ist logisch verschlossen: undenkbar, unanschaulich, unmöglich, widersprüchlich

²³ Vgl. *Kritik der reinen Vernunft*, B 148, A 156/B 195.

²⁴ Vgl. *Kritik der reinen Vernunft*, B 68.

in sich, $A + \text{Nicht-}A = 0$. Das Nichts ist die Aufhebung der Bedingungen des – faktisch nur empirisch zu gebenden und erfüllbaren – Etwas, der Inbegriff der Unmöglichkeit von Objektivität.

In Gestalt der Unmöglichkeit wird das Nichts zu einem unbezweifelbaren, wenn auch absolut negativen, objektiven Korrelat des Erkennens. Das Nichts läßt sich als notwendig leerer Gegenstand identifizieren, für den kein Begriff denkbar ist. Das Unmögliche als Gegenstand begreifen zu wollen, führt das Denken in den Widerspruch gegen sich selbst. Ein Begriff des objektiv Unmöglichen ist logisch selbst unmöglich. Das Denken des Unmöglichen als Objekt ist unmöglich und hebt das Denken auf; es kann keinen dem Unmöglichen entsprechenden Begriff konzipieren. Das Unmögliche als Gegenstand steht dem Denken entgegen: formal als leeres Objekt, inhaltlich als sich dem Denken versperrend. Der objektive Gehalt dieses Gegenstandes besteht in seiner unmittelbaren, notwendigen Selbstaufhebung, d.h., er steht sich selbst und seiner Möglichkeit entgegen.

Die Leere des Undings ist keine faktische Inhaltsleere oder -abwesenheit, sondern der schon aus logischen Gründen totale Ausfall des Möglichs. Jede mögliche Realität ist bereits logisch zerstört. Die logische Unmöglichkeit ist der objektive Grund der Unmöglichkeit eines dem Begriff korrespondierenden Objekts. Das Denken kann hier prinzipiell keinen Begriff bilden, der sich denken ließe und dem ein positives Objekt entsprechen könnte. Es objektiviert sich selbst zu einer – zu seiner – notwendigen Selbstaufhebung und Nichtung.

Das nihil negativum ist also real unmöglich, weil es logisch unmöglich, und dies heißt selbstwidersprüchlich, ist. Bei der größten Negativität wird das Logische zum zureichenden Grund des Ontologischen: Was notwendig nicht gedacht werden kann, das kann notwendig nicht sein, ist unmöglich. Was gedacht werden kann, ist jedoch umgekehrt noch lange nicht möglich, wie das Noumenon zeigt. Der Schluß von der Undenkbarkeit auf die Unmöglichkeit leistet im Negativen, was dem ontologischen Argument

im Positiven nicht gelingt: den unbezweifelbaren, zwingenden Übergang von Denken zu Sein, ihre Einheit.

Der nichtige Begriff zieht den nichtigen Gegenstand unmittelbar nach sich, weil der Begriff sich selbst aus dem Bereich des Möglichen ausschließt, indem er den Widerspruch einschließt. Das dergestalt Undenkbare ist zwar eo ipso das Unmögliche, aber das Denkbare ist umgekehrt nicht sogleich schon das Mögliche. Alles Unmögliche ist undenkbar, alles Mögliche ist denkbar, aber nicht alles Denkbare ist möglich. Kant zergliedert den Bereich des Denkbaren in das lediglich logisch Mögliche (den widerspruchsfreien Begriff) und das transzendental Mögliche, dasjenige, was im Hinblick auf gegenständliche Realität ontologisch möglich ist.²⁵ Alles real Mögliche ist logisch möglich, nicht jedoch umgekehrt. Das Differenzkriterium liegt in der sinnlichen Anschauung und erfüllt sich durch empirische Synthesis.

Der Satz vom Widerspruch macht folglich den hinreichenden Grund ontologischer Unmöglichkeit aus, nicht aber den der ontologischen Möglichkeit. Die logische Unmöglichkeit impliziert die ontologische Unmöglichkeit. Daher ist das Noumenon logisch möglich, das Unding nicht. Nicht gegen den Satz vom Widerspruch zu verstoßen, heißt noch nicht, möglich zu sein, denn ‚Möglichkeit‘ bedeutet nicht nur Denkbarkeit, sondern *Erfahrbarkeit*. Urteile über unmögliche Gegenstände und Begriffe sind analytisch unwahr, und d.h. a priori negativ notwendig. Die Widersprüchlichkeit versperrt die Möglichkeit, verschließt sich vor ihr: Der Begriff, der den Widerspruch einschließt, ist ohnmöglich, ohne Möglichkeit.

Der Satz vom Widerspruch, das sichere, feste, unhintergehbare Prinzip der Möglichkeit allen Denkens und Sprechens, wird bereits bei Aristoteles als Aussage über eine grundlegende *Unmöglichkeit* formuliert.²⁶ Die gewisseste aller Einsichten begründet die Möglichkeit jeder weiteren Erkenntnis. Die Unwahrheit des Sat-

²⁵ Vgl. *Kritik der reinen Vernunft*, B 302–303.

²⁶ Vgl. Aristoteles: *Metaphysik* IV 3, 1005b11–23.

zes vom Widerspruch denken zu wollen, heißt, das Udenkbare denken zu wollen. Die notwendige Geltung des Satzes vom Widerspruch für alles Denken zu leugnen, ist keine bloße falsche Aussage, wie sie bei jedem beliebigen Urteilsgegenstand möglich ist, sondern eine absolute Unmöglichkeit und das Denken insgesamt aufhebende Unwahrheit. Die Wahrheit des Satzes vom Widerspruch eröffnet alle urteilsmäßige Wahrheit und Falschheit des *logos apophantikos* überhaupt; in ihm wurzelt die Wahrheit dieses Unterschieds.

Beim Nichts im vierten Sinne treibt das Denken sich selbst ins Nicht-Denken hinein, indem es das Udenkbare zu denken versucht. Das Denken will etwas, was sich gemäß seinen Sachgehalten und -bestimmtheiten nicht zusammenbringen läßt, dennoch in Verbindung bringen und sprengt damit seine Möglichkeiten, d.h., es hebt sich als subjektive wie objektivierende Tätigkeit von seinem analytischen Grundgesetz²⁷ her auf. Wenn das Denken sich nicht an den Satz vom Widerspruch hält und bindet, ist es nicht da. Das nihil negativum beruht auf dem Denken, ergibt sich aus dessen Selbstvernichtung, stellt sich mit und aus dieser – als ihr quasi objektiver Pol – ein. Qua Selbstaufhebung objektiviert (ontologisiert) sich das Denken unmittelbar negativ als Nichts; das im Un-Denken ‚Gedachte‘ ist das absolute Nichts. Das Denken ist in seinem Wesen und seiner Möglichkeit an den Satz vom Widerspruch gebunden, und es wird *selbst*, aber auch in dem, *was* es ‚denkt‘, unmöglich: Denkakt und Denkgegenstand, Setzen und Gesetztes, werden in eins zu Unmöglichkeiten. Beide sind absolut unwahr, ihre Unwahrheit absolut notwendig, ihr Sein unmöglich, weil sie sich dem Grundgesetz von Wahrheit und Logik nicht fügen.

Neben dem von Kant selbst für das nihil negativum beigebrachten Beispiel könnten genannt werden: ein rundes Viereck; ein unausgedehnter Körper; ein Kreis, bei dem nicht alle Punkte der Peripherie gleich weit vom Zentrum entfernt sind; ein Dreieck, dessen

²⁷ Vgl. *Kritik der reinen Vernunft*, A 151/B 191.

Winkelsumme 180° über- oder unterschreitet. All diese Vorstellungen oder Gegenstände sind aus analytisch-logischen Gründen unter Bezugnahme auf den Raum unmöglich. Behauptet man $7+5$ ergebe 13, so liegt eine synthetisch-apriorische Unmöglichkeit in Gestalt eines notwendig falschen Urteils über einen absoluten Nicht-Sachverhalt vor. Weitere Beispiele wären: Beharrlichkeit liegt nicht im Begriff der Substanz; Realität kennt keine Grade; alles Mögliche existiert wirklich; roter Begriff; wahre Lüge. Es ist Kant um unmögliche Sachverhalte und Undinge zu tun, die begrifflich (von den in ihnen vereinigten Bestimmungen her) unmöglich sind.

Die Semantik des Begriffs kann in der Anschauung liegen, aber der innere Widerspruch, der Selbstwiderspruch des Begriffs, ist logisch. Ob der Widerspruch und die Unvereinbarkeit als klare Kontradiktion formuliert werden oder nicht, ist unerheblich. Ob das Widerspruchsprinzip auf die Beziehung zwischen zwei Urteilen angewandt wird, oder ob ein einziges Urteil den begriffsimmanenten Widerspruch formuliert, ist unmaßgeblich. Ob dieses Urteil analytischer oder synthetisch-apriorischer Natur ist, ist ebenfalls nebensächlich.

Bei Kants Beispiel ist das Prädikat mit den dem Subjekt zugehörigen Bestimmungen unvereinbar, was ohne jede Erfahrung einsichtig wird. Jede geradlinige Figur braucht – und dies liegt analytisch in ihrem Begriff – wenigstens drei Seiten zu ihrer vollständigen Umschließung.²⁸ Das Subjekt (geradlinige Figur) kann notwendig das Prädikat (von zwei Seiten vollständig umgrenzt) nicht enthalten. Das Logische ist in diesem Sinne immer ein ursprünglicher ontologischer Bestimmungsgrund, was sich hier negativ an der Unmöglichkeit des Sein-Könnens aus apriorischen Gründen zeigt. Daß der Raum als apriorische Erfüllungs- und Konstruktionsbedingung des Begriffs hinzukommen muß (oder, wie bei der Geometrie, immer schon hinzugekommen ist), ändert nichts an der Bedeutung des logischen Grundes für das Unmöglichsein.

²⁸ Vgl. Euklid: *Elemente*, Buch I, Definition 13, 14, 19 sowie Axiom 9.

Der Raum ist kein ursprünglicheres ontologisches Element als das Logische.

Damit freilich etwas als *Unding* ersichtlich werden kann, bedarf es des für alle Dinge notwendigen Anschauungsmoments. Als solches erfahren, kann man das nihil negativum nicht, denn nur reales Sein läßt sich erfahren. Erfahrbar wird das Nichts lediglich insofern, als die apriorischen Bedingungen möglicher Erfahrung untereinander bereits vor aller Erfahrung eine Unvereinbarkeit aufweisen. Der apriorische Widerspruch impliziert ontologische Unmöglichkeit auf zuhöchst evidente Art. Aller Erfahrung vorweg ist ein nihil negativum notwendig ein Unding. Die Unmöglichkeit wird daher auch stets leichter einsichtig als die Möglichkeit, die z.B. schon mit Denkbarkeit verwechselt werden kann.

Was mit den Bedingungen der Erfahrung nicht übereinkommt, das ist unmöglich,²⁹ und diese Bedingungen sind vor jeder Erfahrung erkennbar. Das Unmögliche als unmöglich Erfahrbares kann in der kritischen Reflexion *vor* jeder Erfahrung, wenn auch *im Hinblick auf deren Möglichkeit*, eingesehen werden. Die hierbei infrage stehenden Bedingungen sind näherhin betrachtet *formale* Bedingungen logischer und ästhetischer Art. Der mit diesen formalen Bedingungen bereits a priori nicht übereinstimmende Gegenstand ist unmöglich, ein Unding. Die formalen Bedingungen, die reinen Formen also, legen fest und zeichnen vor, was Gegenstand sein kann, genauer: ob etwas und was als Gegenstand *synthetisch erzeugt* werden kann. Die Synthesis kann sowohl eine rein logische sein als auch zwischen Begriffen und Anschauungen stattfinden. Ist die Synthesis unmöglich, so ist das Synthetisierte unmöglich. Dessen letzte und vollständige ontologische Erfüllung erfolgt freilich für Kant im Horizont des Erfahrungsgegenstandes, des qua Synthesis Seienden, des Seienden im vollen Sinne.

Synthesis und synthetische Formen sind der Grund des Gegenständlichen und seiner Erkenntnis. Dies bedeutet jedoch nicht, daß die Sphäre des Analytischen nicht in der Gegenstandskonsti-

²⁹ Vgl. *Kritik der reinen Vernunft*, A 218/B 265–266.

tution präsent ist. Analytische Grundsätze sind aus rein formalen Gründen wahr und präskriptiv für das Gegenständliche, wenn auch nicht selbst gegenständlich. (Existenzurteile sind immer synthetisch.) Die Synthetisierbarkeit im Bereich des rein Formalen entscheidet über Möglichkeit und Unmöglichkeit von empirischen Gegenständen, über objektives Etwas und Nichts. Das *Verhältnis der Formen* ist der Grund der Möglichkeit und Unmöglichkeit von Objektivität und Erfahrung. Die reinen Formen und Gesetze – logische, ästhetische und die ihrer Verbindung – sind die Formen der Synthesis und damit der Möglichkeit des objektiv, des wahrhaft Seienden, das somit selbst nichts Einfaches ist, sondern erst im Zusammengehen der einfachen, reinen Gründe entsteht. Die synthetische Einheit der Formen a priori läßt alle Sachgehalte unter einer Einheit stehen, deren Sinn und Objektivität überhaupt nur qua Synthesis möglich ist.

Synthesis bedeutet: *Entstehen* des Positiven, des ontologisch-objektiv Geltungsfähigen. Das Reelle, das wahrhaft Seiende muß erst hergestellt werden; es ist weder von sich aus bereits da noch geht es von selbst hervor. Das Seiende resultiert aus einer Poiesis, die die konkrete Gestalt der Zusammenbringung oder -setzung hat und deren Elemente wiederum vorab und prinzipiell zusammenstimmen können müssen. Die Modalkategorien sind somit keine realen Prädikate, die einen Begriff vermehren würden,³⁰ sondern die Erkenntniskraft bestimmt sich in ihnen selbst im Hinblick auf ihr Verhältnis zum Sein oder Existieren des inhaltlich vordem bereits vollständig konstituierten Gegenstandes. Wie ist die Erkenntnis mit dem Sein des Dinges verbunden? Wie stark und ontologisch zwingend ist ihre Beziehung?

Der Objektivierungsgrad eines Gegenstandes wird in ontologischer Hinsicht modal ausgesagt, d.h.: hinsichtlich des Standes und Maßes seiner Verbundenheit mit seinem Grund: der Erkenntnis, ihren Formen und deren Einheit. Objektive Gültigkeit besitzt schon das Mögliche, sofern die Gegenstände der Geometrie etwa

³⁰ Vgl. *Kritik der reinen Vernunft*, A 219/B 266, A 233–235/B 286–287.

a priori vollständig bestimmt und konstituiert sind. Die Konsistenz der formalen Bedingungen der Erfahrung garantiert objektive Realität im Sinne des Möglichseins (ein möglicher Gegenstand sein). Was schon aus formalen Gründen – und damit a priori – synthetisierbar ist, das ist möglich. Was (miteinander) Eines sein kann, das ist möglich. Einheit gründet in einer Zusammensetzung gemäß formalen Zusammensetzungsregeln; perzeptiv geschieht die Synthesis, das nach formalen Grundprinzipien geregelte Werden der Einheit, dabei stets im inneren Sinn.

Die integrative Zusammenfügung der Erscheinungen und ihrer Teile erfolgt schrittweise gemäß der Verfassung des inneren Sinns; alle Synthesis vollzieht sich als Sukzession und ist an deren formale Bedingungen gebunden. Kontradiktorisches läßt sich im selben Gegenstand niemals zugleich, sondern lediglich nacheinander setzen:³¹ Der Satz vom Widerspruch wird bei der Konstitution von Gegenständlichkeit nach dem Gesetz der Synthesis zeitlicht. Was als entgegengesetzt zu einem einzigen Zeitpunkt in Einem gesetzt werden soll, das ist Nichts. Alle mögliche Objektivierung muß sich den Zeitgesetzen des Bewußtseins fügen, will sie ontologisch eine positive Geltung beanspruchen. Nur was sich der Zeit der Synthesis einfügt, ist ein mögliches Etwas mit sinnvoller Bedeutung.

Besteht die Nichtigkeit des Noumenons darin, *über* oder *außer* der möglichen Erfahrung zu stehen, so besteht die Nichtigkeit des Undings darin, *gegen* jede mögliche Erfahrung zu stehen. Das nihil negativum bildet weder eine konsistente Vorstellung noch etwas konsistent Vorgestelltes oder Vorstellbares. Es hat darum – als inkonsistente Vorstellung, als Nicht-Vorstellung – nicht nur keine Stelle in der Erfahrung, sondern auch keine im inneren Sinn, die das Noumenon immerhin einnimmt. Beide können objektiv zu keiner Zeit existieren, doch das nihil negativum ist nicht einmal mehr subjektiv eine echte Vorstellung, die im inneren Sinn tatsächlich gedacht wird.

³¹ Vgl. *Kritik der reinen Vernunft*, A 144/B 184.

Im Hinblick auf den ontologischen und erkenntnistheoretischen Maßstab der Erfahrung bleibt selbst noch das Nichts mit seinen Gestalten eine Objektivierung des Seins, denn es reflektiert den Setzungscharakter des Seins im Modus des Negativen und objektiv Unzulässigen. Das Nichts markiert die negative Grenze des Positiven: sein Aufhören und Ausfallen, seine Versperrung und Auflösung, seine Abwesenheit und Herabsetzung bis hin zum Nullpunkt. Das Sein wird als Nichts negativ objektiviert und mittels der negativen Modalkategorien – Zufall, Nichtsein, Unmöglichkeit – zur Erkennbarkeit ins Verhältnis gestellt.

Das Nichts bleibt hinter dem positiven Sein zurück, erreicht nicht dessen Höhe und Geltung. An seiner Peripherie verschließt sich das Positive vor sich selbst durch das ihm, noch begreifliche, Entgegengesetzte, das ihm und sich selbst Widersprechende. Grund und Wesen der Dinge erschließen sich von der Grenze ihrer Geltung her, dem Unding. Das Unmögliche zeigt sich als Unmögliches, als unmöglich Positives; es zeigt sich als sachlich scheiternde Objektivierung, weil unmögliche Erfahrung. Sogar dem völligen Versagen der Objektivierung wohnt somit noch ein Rest von Objektivität inne, d.i. von negativer Gegenständlichkeit (Leere). Das Unmögliche manifestiert sich als Fehlschlagen von Synthesis, Konstitution und Erfahrung, als Ungedanke, Unbegriff und Unding.

Als eigentlich seiend weist sich das Erfahrbare aus: Möglich ist, was den Bedingungen der Erfahrung genügt und damit grundsätzlich – als objektiver Sachverhalt und im inneren Sinn – in die Zeit eintreten kann. Was ist (was einer Welt zugehörig ist), ist erfahrbar; was erfahrbar ist, ist in der Zeit; was ist, ist in der Zeit. Seiendes erfüllt qua Erfahrung von Gegenständen die an sich nichtige Zeit.³² Was ist, ist in der Zeit erfahrbar, und daraus konstituiert sich die Einheit der Welt, d.i. ein geordnet zusammenhängendes Sukzessionsgefüge von ontologisch positiven, als seiend geltenden Erscheinungen. Als Erscheinen der Peripherie der Welt anhand

³² Vgl. *Kritik der reinen Vernunft*, A 34/B 51.

des bloß Denkbaren, des Mangels, des Leeren, des Unzulässigen und Unzugehörigen, des sich nicht in die Weltzusammenhänge Einfügenden, ist das Nichts das Seltene und Irreguläre. In der Welt bewegt die Erfahrung sich zumeist fern von ihren Grenzen, die nur gelegentlich erreicht oder aufgesucht werden. Möglichkeit und Unmöglichkeit explizieren die Differenz und den Raum zwischen Erkennen und Denken.

Die beiden Gestalten des Nichts, die als nihil benannt sind (zwei und vier), bilden die negativen Komplemente der Modalkategorien. Als Nichtsein ist das Nichts Irrealität, als Unmöglichkeit ist das Nichts Unvorstellbarkeit. Das Nichts gehört also wesentlich zur Sphäre der Modalität: zur Reflexion der Copula, der ontologischen Positivität *und* Negativität überhaupt. Die modale Kontinuität, die Kant mit den drei zwiefältig verfassten Modalkategorien erzielt, erreicht jedoch erst mit dem Unmöglichen ihren nichtigen Grenzpunkt: Das Notwendige wird durch das Zufällige negiert, das jedoch wirklich ist; das Wirkliche wird durch das Nichtsein negiert, das aber Möglichsein impliziert; das Mögliche schließlich wird durch das Unmögliche verneint, womit das Gebiet des positiv Ontologischen verlassen wird. Das prinzipiell im defizitären Sinn ausgelegte Nichts begrenzt und sprengt die Erfahrungswelt als Welt des Seienden. Alle Tätigkeitsweisen des Vorstellungsvermögens, die jenseits der Grenzen möglicher Erfahrung liegen und von dieser her gesehen keinen wohlbestimmten Sinn mehr haben, werden im Begriff des Nichts zusammengefaßt.

Die Vernunftidee eines absolut notwendigen (allrealen und allpositiven) Wesens steht als Noumenon – das keineswegs für unmöglich erklärt werden kann – jenseits jeder Erfahrung und übersteigt als *ens extramundanum* die Welt von der anderen Seite, komplementär zur notwendig nichtigen Unmöglichkeit.³³ Das reine Denken eröffnet zwischen ontologischer Möglichkeit und Unmöglichkeit ein eigenes Reich logisch-transzendentaler Möglich-

³³ Vgl. *Kritik der reinen Vernunft*, A 561–562/B 589–590.

keiten – das Denkbare –, das von den ontologisch-empirischen Möglichkeiten und der Wirklichkeit getrennt ist. Im Hinblick auf letztere ist das reine Denken eine Funktion ihrer Konstitution in Form der Synthesis des Vorgegebenen.

Das a priori Unmögliche, weil immanent Widersprüchliche, ist weder logisch noch empirisch möglich und auch in keiner anderen Welt möglich. Das Denkbare kann unter anderen Voraussetzungen als denen der Erfahrungswelt möglich sein, das Udenkbare aber ist nie und nirgendwo möglich, im absoluten Sinne unweltlich. Das Unmögliche überschreitet die Grenzen des zumindest logisch Möglichen, indem es sie übertritt. Das letzte, äußerste ‚Sein‘, das das Nichts so aufhebt, ist das Denken.

Das höchste ens rationis ist das ens extramundanum, so daß das Nichts – jenseits der Erfahrungswelt – das höchste Denkbare wie das vollständig Udenkbare einschließt. Ist das ens rationis immer ein noch sinnvoller Gedanke, so ist das nihil negativum keine Vorstellung mehr, im genuinen Sinne das nihil irrepraesentabile. Das Nichts strukturiert das Ende unserer Erkenntnisweise. Die logische Setzung, der ‚Gedanke‘ der Selbstaufhebung allen Vorstellens ist die äußerste Grenze des Vorstellens. Das Unmögliche, als negative Notwendigkeit a priori, negiert das mögliche Dasein und damit die mögliche Setzung von Etwas zugunsten der absoluten Aufhebung, der Selbstaufhebung nach eigenen Gesetzen.

Das Nichts besteht im Wissen um seinen negativen Grenzcharakter und ist ein theoretisch-reflexiv brauchbarer, essentieller Grenzbegriff. Denken und Denkbare sind im strengen Sinne Nichts (so daß im Nichts noch das Denken möglich ist), doch das Nichts ist umgekehrt der Begriff der vierfach reflektierten (und sich darin vertiefenden) Negativität und infolgedessen eine ursprüngliche logische Bestimmung, ein transzendentes Funktionselement. Wie die Kategorien ist der Begriff des Nichts a priori, aber ohne Intention und Bezug und dadurch ohne positive, empirisch-gegenständliche Konstitutionsfunktion. Seine Funktion besteht vielmehr im Aufweisen und Erschließen der Grenzen. Beim Versuch, das Uding herzustellen, es zu denken oder an-

schaubar zu machen, müssen Vorstellen und Synthesis scheitern und sich zugleich als notwendig scheiternd offenbaren.

Das Nichts als nihil privativum entsteht, wenn die Kategorie der Negation als Etwas angesehen wird. Das vierte Nichts unterscheidet sich vom zweiten, weil das nihil privativum ein Objekt anzeigt, das nicht dargestellt werden kann (sofern es eine reine Abwesenheit ist), während das nihil negativum einen Gedanken anzeigt, der nicht dargestellt werden kann (sofern er sich immanent widerspricht). Da das nihil negativum unvorstellbar ist, negiert es quasi jede andere Form des Nichts und zeigt, daß jede der anderen Nichtsformen – als je nicht-Etwas – in einer konkreten Privation, einem bestimmten Mangel an etwas besteht und ein wenigstens konzeptuelles Residuum bewahrt, wohingegen das vierte Nichts schlechthin Nichts ist und auf keine Weise begriffen werden kann. Erst dieses letzte Nichts muß als absolutes Nichts bzw. absolute Unvorstellbarkeit verstanden werden.

Jede der ersten drei – der nicht rein kontradiktorischen – Nichtsformen enthält noch eine Bestimmung, wodurch sie auf dem Boden des spinozistischen Negationsbegriffs (*omnis determinatio est negatio*) bleiben. Wenn Kant den Terminus der Leere in Bezug auf das vierte Nichts gebraucht, das er als leeres Objekt charakterisiert, dann ist dieser Begriff hier von seinem genuinen Sinn entbunden, denn das nihil negativum ist ein Objekt, das gar kein Objekt sein kann, weil es nicht vorstellbar ist; von eindeutigen Widersprüchen kann man keine Vorstellungen bilden. Einzig die letzte Gestalt des Nichts ist daher wirklich Nichts, völlige Unmöglichkeit, absolute Unbestimmtheit und reine Undenkbarkeit. Erst hier wird in der inneren progressiven Negativität des Nichtsbegriffs der vollkommene logische und allgemein epistemologische Stillstand erreicht.

Das nihil negativum wird definiert als leerer Gegenstand ohne Begriff: Ein leerer Begriff macht die notwendig auf synthetische Weise erfolgende Konstitution eines Gegenstandes unmöglich. Erstens liegt also ein leeres Objekt vor, dem keine objektive Möglichkeit eignet; zweitens geht ihm der Begriff ab, auch die konzept-

tionelle Möglichkeit wird verfehlt. Seine absolute Negativität ist daher die Folge der Einbeziehung einer doppelten Negation: Der Abwesenheit von stofflichem Gehalt samt seiner Einheit (Objekt) einerseits und des immanenten logischen Widerspruchs (des Mangels an formaler Wahrheit) andererseits. Dieses radikale Nichts ist als Inbegriff des Unmöglichen die Zerstörung aller Möglichkeiten und kann deswegen als Gegenpol zum unendlich und vollständig bestimmten *totum realitatis* angesehen werden, dem idealen Korrelat des unendlichen Urteils. Der negative Inbegriff des Unmöglichen ist der Gegenpol zum rein positiven *ens necessarium*, zu Gott. Die Möglichkeit von Etwas gründet darin, daß etwas denkbar ist, aber genau dies ist das Wesen des Unmöglichen, das es nicht und als nichts denkbar ist und daher prinzipiell nicht existieren kann.

VI. Der Gegenstand überhaupt

Kant geht aus von der schulphilosophischen³⁴ Fundamentalunterscheidung zwischen Etwas und Nichts, zwischen *aliquid* und *nil*, die sich nach dem Grundsatz aller analytischen Urteile, dem – mithin apriorischen – Satz vom Widerspruch richtet. Die Differenz von *ens* und *non-ens* ist dieser Unterscheidung untergeordnet. Über ihr hingegen steht das letztlich skotistische Konzept eines unbestimmten, transzendentalen Objekts oder Gegenstandes überhaupt,³⁵ der erst in das positive Etwas empirischer Objekte und das negative Nichts etwa von *Noumena* auseinandergeht.

³⁴ Zum Hintergrundkontext des Kantischen Nichts-Begriffs – Möglichkeit und Unmöglichkeit, Etwas und Nichts, Unbegriff, Negation, Widerspruch, Leere, Privation, Fiktion oder Entstehen aus Nichts – vgl. C. Wolff: *Philosophia prima, sive Ontologia*. Frankfurt/Leipzig 1736, §§ 57–62, 66–69, 79, 133–135; A.G. Baumgarten: *Metaphysik*. Halle 1739/1757, §§ 7–19, 36, 53–54, 58, 62, 120, 135–139, 227–229 [G. Gawlick/L. Kreimendahl (Hrsg.): *Metaphysica/Metaphysik. Historisch-kritische Ausgabe*. Stuttgart-Bad Cannstatt 2011].

³⁵ Vgl. *Kritik der reinen Vernunft*, A 253.

Beziehen sich die Kategorien bestimmend schon auf dieses Objekt überhaupt, so bestimmen empirische Begriffe die speziellen Objekte.

Das Nicht-Objekt kann als leere, imaginär hypostasierte Form, als Privation, Unding oder Ding an sich auftreten, immer aber als Ausfall der Möglichkeit von Synthesis. Die Kategorientafel zeichnet, sofern sie die logischen Bestimmungen des Objekts überhaupt enthält, sowohl die Tafel des Etwas als auch die des Nichts vor. Die Tafel des Nichts spezifiziert die begrifflichen Spezies des Genusbegriffs ‚Nichts‘, um diesen in seiner Extension zu erschöpfen.

Um die Gewißheit des Vorstellens und die Geltung seiner Inhalte zu sichern, muß etwas der grundsätzlich aufgedeckten adäquaten Konstellation der subjektiven Erkenntnisvermögen zugehören. Das vorstellende Denken hat zwar immer ein Objekt, ist immer Vorstellung von etwas, aber erst die empirische Objektivierbarkeit dieses Gegenständlichen überhaupt – ob es Etwas oder Nichts ist – konstituiert gültige Erkenntnis und wirkliches Sein im empirischen Sinne. Der Setzungscharakter des ersten und dritten Nichtsbegriffs (ens) besteht darin, daß hier noch etwas widerspruchsfrei denkbar bleibt, obwohl das in oder mit ihnen Gedachte prinzipiell schon nicht mehr (empirisch) als existierend aufweisbar ist.

Es fehlen hier bereits die formalen Bedingungen, ihnen jemals einen Erfahrungsgegenstand geben zu können. Wird in der Tafel des Etwas das empirisch Mögliche (nicht bloß Denkbare) strukturiert, so in der Tafel des Nichts das empirisch Unmögliche, mag es fernerhin noch denkbar oder völlig undenkbar sein. Das ‚Objekt überhaupt‘ stellt Etwas und Nichts in ihrer Dichotomie logisch auf eine Ebene, aber es ist dann doch die Tafel des Nichts, nicht die des Etwas, die Kant ausführt. Wie bei Baumgarten³⁶ wird das Mögliche (non nihil) tatsächlich von der Verneinung des Unmöglichen (nihil) ausgehend bestimmt.

³⁶ Vgl. Baumgarten: *Metaphysik*, §§ 7–8.

Der Korrespondenzbegriff des Nichts ist das Etwas, nicht Sein oder Dasein. Es ist der übergeordnete Gegenstand, der ist, der Etwas oder Nichts ist. Deshalb richtet sich das Nichts als logischer Begriff nach der Ordnung der Kategorientafel, die ja die logischen Bedingungen und Formen der Gegenständlichkeit von Gegenständen überhaupt benennt. Alle ontologischen Kategorien und Begriffe hängen somit, als ihre Funktionen, von der *Subjektivität* ab, vom Subjekt in seinem Denken und dessen Geltungshorizont.

Das Denken macht nicht nur Möglichkeit und Unmöglichkeit – als Grundbegriffe der Transzendentalphilosophie – unterscheidbar, sondern hält ebenso die Nicht-Möglichkeit des Noumenon und die Unmöglichkeit des Undings auseinander, weil es die Denkbarkeit resp. Undenkbarkeit als deren Unterschied festhält: Die Denkbarkeit ist daher die ‚ontologische Differenz‘ innerhalb der Tafel des Nichts. Vollständige Realitätsnegation und hypostasierte Anschauungsformen (2 und 3) hingegen sind Grenzmöglichkeiten und, obwohl für sich Nichts, doch möglich als Bedingungen möglicher Gegenstände. Das Subjekt entscheidet über den Sinn von Sein, über Etwas oder Nichts, über Möglichkeit oder Unmöglichkeit.

Wie Baumgarten und Wolff geht Kant hierbei vom Negativen, vom Nichts und der Unmöglichkeit aus, von dem her das Positive, das mögliche Sein, erst bestimmbar wird. Das Nichts ist der ontologische Grenzbegriff; das Unmögliche ist das unmittelbar Einsehbare und logisch Gesicherte, Anfang und Grenze des Wissens, die sich in der Reflexion als solche bekunden. Alle positive Seinsgeltung hingegen ist zuerst problematisch und muß, in sich differenziert, erst begründet und abgesichert werden – das Projekt der theoretischen kritischen Philosophie insgesamt. Das Sein wird vom Nichts her verständlich und in seinen unzweifelhaften Formen und Grenzen gewußt, d.h., das Nichts ist der Grund, der Anfang, das Woher und Woraus der denkenden Gewinnung und Sicherung von Sein, das von dorthin erst vollbracht und ausgearbeitet werden kann.

Der andere Pol dieses Gewissheitsdenkens ist das, freilich bloß als Idee gegebene, absolute Sein: Das notwendige, ewig existierende Sein der *omnitude realitatis*; Gott als *causa sui* und darin maximale Festigung des Seins gegen das Nichts. Das Sein wird vom Denken durch Gründe, Evidenzen, Gesetze und einen unumstößlichen Begriff des Nichts gesichert. Sein besteht weder von sich her noch wird es aus sich heraus gewußt; das Nichts ist hingegen grundlos und als es selbst evident. Das Sein und das Wissen von ihm gründen im Subjekt. Anschauung und Begriff als Elemente der Subjektivität machen Sein und Nichts konkret zugänglich, zeigen inwieweit und inwiefern beide vom Subjekt gesetzt werden. Was und Warum das Subjekt und das Denken selbst *ist*, diese Frage weist Kant indessen zurück.³⁷

Der zweite Pol – bei Descartes noch neben dem ‚Ich denke‘ der zweite Anker der Gewißheit – fällt bei Kant mit der Kritik am ontologischen Gottesbeweis fort. Es bleibt allein das setzende Subjekt, dessen Positionsmacht überhaupt ‚Sein‘ heißt. Das Subjekt wird zum einzigen Grund und Horizont von Sein und Gewißheit. Rein vom Subjekt her kann das Sein aber niemals Gegenständigkeit und Realität bedeuten. Die Frage nach dem Grund läßt sich radikal an Gott *und* an das Denken stellen: Warum *sind* beide? Die Existenz Gottes bleibt ungewiß, nur die Idee Gottes ist als Setzung des Denkens begründet und gesichert. Somit bleibt allein die Gewißheit des Faktums des Denkens, während die Frage nach dem Grund des Denkens abgewiesen wird; der Grund des Denkens ist unzugänglich. Die Notwendigkeit des Nichtseins wird dem Subjekt leichter einsichtig und unmittelbarer unzweifelhaft als irgendein mögliches oder reales Sein. Das Nichts hat größeres Gewicht als jedes ungewisse Sein, das zu verwerfen ist und seiner ontologischen Geltung nach nichtiger ist als das Nichts. Worüber das Subjekt keine Gewißheit besitzt oder sich zu verschaffen vermag, das bleibt im strengen Sinne betrachtet nichtig.

³⁷ Vgl. *Kritik der reinen Vernunft*, A XVII.

Schon Leibniz denkt das Widerspruchsprinzip im Grunde als einen doppelten Widerspruch oder eine doppelte Negation: Das Wahre wird a priori als das eingesehen, was dem Widerspruch widerspricht. Baumgarten kennt lediglich den Begriff des Nichts, den Kant als nihil negativum anführen wird. Baumgarten definiert Nichts und Widerspruchsprinzip durch: $0 = A + -A$, wobei 0 gleichermaßen für das Nichts und den Widerspruch steht. Die Möglichkeit ist für Baumgarten das erste der universellen inneren Prädikate des ens, das sich aus dem als Grundlage für die Beurteilung der Möglichkeit eines Wesens dienenden Prinzip des Widerspruchs ergibt. Ein mögliches Wesen ist nicht widersprüchlich, weil das, was nicht möglich ist, widersprüchlich ist. Etwas Mögliches kann nicht nichts sein, womit Baumgarten den Begriff des Nichts logisch – allerdings nicht zwangsläufig zugleich zeitlich – dem des Etwas voranstellt.

Alles, was möglich ist, hat entweder einen Grund oder keinen Grund. Wenn es einen Grund hat, dann ist dieser ein aliquid (non-nihil). Wenn es keinen Grund hat, dann ist sein Grund ein nihil (non-aliquid). Was sowohl A als auch Nicht-A ist, ist nicht etwas und daher nichts.³⁸ Der Grund für alles, was möglich ist, ist also entweder Etwas (Nicht-Nichts) oder Nichts (Nicht-Etwas). Der Grund einer möglichen Sache ist der, durch den wir verstehen, warum diese mögliche Sache existiert.

Wenn also der Grund von etwas Möglichem selbst etwas ist, dann existiert ein Nicht-Nichts als Grund der Erkennbarkeit dieses Dings, das repräsentiert werden und folglich existieren kann. Baumgarten definiert Nichts und Etwas als Widerspruch (das Nichts als Nicht-Etwas und das Etwas als Nicht-Nichts), er versteht das Nichts nie als schlechthin überhaupt Nichts. Die Null ist keine Leere oder Nullmenge, ein universeller Mangel an allem Sein, sondern die reine Subtraktion des A von A oder die Unver-

³⁸ Vgl. im selben Sinne auch G.F. Meier: *Metaphysik. 1. Theil: Die Ontologie*. Halle 1755, § 21: „Es ist unmöglich, daß etwas zu gleicher Zeit sey und nicht sey; oder was zugleich ist und nicht ist, ist gar Nichts.“

einbarkeit von A mit seinem unmittelbaren Widerspruch, dem Nicht-A. Nichts bedeutet: modale Unmöglichkeit; Möglichkeit bedeutet: Negation des Unmöglichen und Widersprüchlichen.

Kants Kritik umfaßt mehrere Punkte: Erstens ist er der Ansicht, daß Baumgarten das Nichts doppelsinnig sowohl als bloße Verneinung in einem Urteil, als auch als reifizierte Verdichtung zu ‚dem Nichts‘ verwendet, der völligen Elimination aller Wesen. Zweitens schließt Baumgarten für Kant bloß den Selbstwiderspruch aus der Sphäre des Möglichen aus, wodurch er die Sphäre des Unmöglichen parallel mit der des Widerspruchs gleichsetzt. Drittens ist es aber für Kants System essentiell, daß der Begriff des Möglichen auch den des Nichts einschließt, zumindest dergestalt, daß es mögliche Konzepte gibt, denen keine entsprechende Anschauung korrespondiert. Die Möglichkeit kann deshalb keinesfalls die Existenz von etwas implizieren. Das Nichts ist für Kant kein einfacher Widerspruch, sondern die Unfähigkeit, objektive Realität zu setzen. Die Möglichkeit ist ein notwendiger, nicht jedoch hinreichender Grund für reale Wesen, denn jedes Etwas unterliegt Raum und Zeit. Viertens schließlich bemängelt Kant an Baumgarten, daß er die Disjunktion ‚möglich-unmöglich‘ nicht auf einer höheren Ebene vereinheitlicht. Neben der Etablierung der positiven Möglichkeit sollte es auch um den Nachweis gehen, daß der Begriff des Gegenstandes überhaupt die negative Unmöglichkeit als Nichts einschließt.

Der ‚Gegenstand überhaupt‘ ist der allgemeinste aller Begriffe, der in ‚Etwas‘ und ‚Nichts‘ als seine erste, erschöpfende Disjunktion auseinandergeht. Was die notwendige Tafel des Begriffs angeht, so entscheidet Kant sich bezeichnenderweise für die Ausführung der tabula nihili, nicht der tabula alicuius. Das Problem der Einteilung des ‚Objekts überhaupt‘ in ‚Etwas‘ und ‚Nichts‘ gehört auf der einen Seite zur Vervollständigung des Systems, ist aber auf der anderen Seite ebenso als die allererste Frage anzusehen, mit der sich die Transzendentalphilosophie zu befassen hat. Es geht um die Sicherung und Begrenzung der Möglichkeit des Wissens und

seiner Objekte, wozu die Arbeit der Ästhetik und der Analytik unabdingbar vorausgesetzt werden muß.

Danach und auf dieser Grundlage kann sich jedoch zeigen, daß die Untersuchung der Begriffe von Möglichkeit und Unmöglichkeit – also der mit der Existenz von Objekten, ihren Verhältnissen zueinander sowie zum Erkenntnisvermögen befassten dynamischen Kategorien,³⁹ genauer: der basalen modalen Kategorien – das tiefste Fundament und die Grundfrage der gesamten Transzendentalphilosophie ausmacht. Die Erhellung von ‚Nichts‘ und ‚Etwas‘ setzt also Ästhetik und Analytik als konkrete Klärung der Erkenntnismöglichkeiten voraus, offenbart aber damit zugleich die Zugehörigkeit der Begriffe zum Grundproblem, die der Sache nach nicht unmittelbar als solche sichtbar werden kann.

Der Begriff des Nichts gehört in das Feld der Grundfrage der Transzendentalphilosophie. Als Grenzbegriff der Erkenntnis kann er sich erst nach einer vorgängigen Bestimmung der positiven Prinzipien und des Bereichs gültiger Erkenntnis sowie in der Form von deren Verneinung erweisen; er kann also erst am Ende der Analytik in den Vordergrund treten und als Moment des Grundproblems dargestellt werden. In seiner Funktion und Stellung als Grenzbegriff eignen dem Nichts eine Logik und ein Sinn in bezug auf Anschauung, Erscheinung und Gegenständlichkeit. Und als Grenzbegriff ist er unüberschreitbar, aber ebenso dem Bereich des Unüberschreitbaren noch zugehörig, und dies sogar grundhaft: als Begriff des Kollabierens dessen, um was es den dynamischen Kategorien zu tun ist. Das Nichts begreift den Mangel und den Ausfall von Existenz und Verhältnissen, die Negativität des Gegenständlichen überhaupt (als Privation, Immaterialität, Hypostasierung, Imagination, Null, Leere, reines Gedankending und Denken oder reines Unding und Ungedanke).

Die Kategorien sind die einzigen Begriffe, die sich als konstitutive Funktionen der Synthesis auf Gegenstände überhaupt beziehen.⁴⁰

³⁹ Vgl. *Kritik der reinen Vernunft*, B 110.

⁴⁰ Vgl. *Kritik der reinen Vernunft*, A 290/B 346.

Weil Gegenstände ohne Anschauung nicht möglich sind, beziehen sich die Kategorien auch auf Anschauungen überhaupt; rein logisch gegebene Gegenstände gibt es nicht. Der Gegenstand überhaupt ist folglich das, und zwar einheitlich durch alle Kategorien, kategorial Bestimmbare überhaupt. Gültige Gegenstände sind indes für Kant Erscheinungen. Der Begriff des Gegenstandes überhaupt ist ein problematischer Begriff, d.h., es ist *a priori* unentschieden, ob es sich um einen positiven oder negativen Gegenstand, um etwas Mögliches oder Unmögliches, um ein Etwas oder ein Nichts handelt. Im positiven Sinne unterlegt der Begriff des Gegenstandes überhaupt allen Erscheinungen unterschiedslos die Gegenständlichkeit, die sie etwa vom negativen Gegenstand des Noumenons abhebt. Das Etwas ist mithin der Begriff der Gegenständlichkeit des Erscheinenden bzw. Erscheinen-Könnenden, während das Nichts den Begriff der Gegenständlichkeit des Nicht-Erscheinenden darstellt. Solchen Gegenständen im nichtigen Sinne fehlen Anschaubarkeit, Empfindbarkeit (Empfindungsdaten) oder Denkbarkeit.

Nichts und Etwas sind transzendente Begriffe, Begriffe *a priori*. Wie alle Begriffe *formal* sind, so auch das Nichts, doch *ist* das Nichts ein Begriff und als solcher etwas und setzender wie aufhebender Natur. Genauer ist das Nichts ein *reflexiver* Begriff und dabei logisch konstitutiv auf das Etwas bezogen: Beide bilden eine Disjunktion, die nur als *Einheit* gegeben ist und sich in sich wechselseitig erhellt. Beide Begriffe entfalten zudem den höheren Begriff des *Gegenstandes überhaupt*. In allen vier Nichtsformen taucht daher der Gegenstandsbegriff auf, der dann nach Begrifflichkeit und Anschaulichkeit spezifiziert wird. Das *Fehlen* des Gegenstandes (verbunden mit leerem Begriff oder leerer Anschauung) setzt ein *ens*; die *Leerheit* des Gegenstandes setzt ein *nihil*, wobei der leere Gegenstand ausschließlich im Hinblick auf den *Begriff* bestimmt werden kann.

Wie jeder Begriff und jedes Denken ist auch das Nichts Begriff und Denken von etwas und daher *intentional* verfaßt. Bleibt der Gegenstand als leere Form präsent, so spricht Kant von einem

Nichts; fehlt er und lediglich seine näheren Setzungsmomente sind leer, so spricht Kant von einem Seienden. Dieses gegenstandslose *ens* ergibt sich dann, wenn ganz einseitig nur das Denken oder nur das Anschauen den Gegenstand geben oder gar ausmachen sollen. In jedem Fall eignet dem Nichts als Begriff *Bestimmtheit* und Bestimmungskraft, die sich näher nach den Momenten von *Form* (*modus quo*) und *Gebalt* (*id quod*) konkretisieren lassen. Einen allgemeinen und überall gleichen Sinn des Nichtsbegriffs kann Kant daher nicht geben, doch die Momente von Negation, Aufhebung, Privation oder Abstraktion treten stets deutlich hervor. Aus Mangel, Leere, Abwesenheit und Widersprüchlichkeit ergeben sich Undinglichkeit, Wesenlosigkeit, Unerfahrbarkeit oder sogar Undenkbarkeit und Unmöglichkeit.⁴¹ Der Begriff des Gegenstandes überhaupt ist der, auf den sich die Grundeinteilung der Transzendentalphilosophie in Mögliches und Unmögliches schon beziehen können muß. Er ist der allgemeinste, einteilbare Begriff, und eingeteilt wird er, entsprechend den beiden fundamentalen Modalkategorien, in Mögliches und Unmögliches. Als Etwas wird der mögliche Gegenstand überhaupt, als Nichts der unmögliche Gegenstand überhaupt gesetzt, der dann wiederum in vier Formen des Unmöglichen auseinandergeht: ein rein qua Denken gegebener Gegenstand ist unmöglich; ein von allen Empfindungsdaten entleerer (also unempfundener) Gegenstand ist unmöglich; die leeren Anschauungsformen sind unmöglich ein Gegenstand; ein undenkbarer Gegenstand ist unmöglich. Es sind *allein* die grundlegenden Modalbegriffe, die den Begriff des Gegenstandes überhaupt gliedern und bestimmen, während alle Kategorien *insgesamt* das Möglich- bzw. Unmöglichsein des Gegenstandes näher (in vier Formen) spezifizieren, denn die Kategorien sind die einzigen Begriffe, die sich auf den Begriff des Gegenstandes überhaupt beziehen.

⁴¹ Naturphilosophisch vertritt nur der frühe Kant einen Nichtsbegriff, der im Nichts Anfang und Ende der Welt sieht (vgl. *Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels*, AA I, 263, 321–322).

Ob der Gegenstand überhaupt also Etwas oder Nichts ist, wird nach der Ordnung und Folge der Kategorien bestimmt. Etwas und Nichts sind Begriffe, die den Gegenstand überhaupt und das Sein im Sinne der *Möglichkeit* des Setzens unterscheiden. Wirklichkeit und Notwendigkeit gehen über die reinen Begriffe des Gegenstandes – Etwas und Nichts – hinaus. Allein Möglichkeit und Unmöglichkeit, die sich ja auf die formalen Bedingungen des Gegenstandes und seiner Erkenntnis beziehen, bestimmen den Gegenstand überhaupt im Wie seines Gesetzseins, ob er aus formalen Gründen ein positiver oder negativer Gegenstand ist; Wirklichkeit und Notwendigkeit beziehen dagegen die empirischen Elemente und deren Verbundenheitsweise mit dem Apriorischen in den Gegenstandsbegriff ein. Was als Nichts kein möglicher Gegenstand ist, kann auch niemals ein wirklicher sein. Was mithin als Etwas ein möglicher Gegenstand ist, das kann auch ein wirklicher oder gar notwendiger sein.

Bei allen vier Bedeutungsweisen des Nichts fungiert der Gegenstand – sofern er leer ist oder fehlt – als zentrales Bestimmungsmoment. Der Gegenstand, als Inbegriff von Objektivität, markiert den Bezugspunkt der Analyse des Nichts, ist allen Konzepten des Nichts gemeinsam. Leer sein können gemäß der Tafel des Nichts Begriff, Gegenstand und Anschauung. Fehlen können lediglich Begriff und Gegenstand. Was nicht in Betracht kommt, ist einerseits der leere Begriff ohne Anschauung, andererseits die leere Anschauung ohne Begriff. Dem ersteren würden freilich die Kategorien korrespondieren; mit letzterem wären rein qua Anschauung gegebene oder konstituierte Objekte gemeint (nicht die selbst zu Objekten hypostasierten Anschauungsformen, wie beim *ens imaginarium*, und auch keine andersartigen Anschauungsweisen und -formen als unsere sinnliche, für deren Existenz und konkrete Verfassung es überhaupt keine Anhaltspunkte gibt).

Begriff und Anschauung werden allein als Konstitutionselemente des Gegenstandes und im Hinblick auf diesen berücksichtigt, nicht jedoch im Verhältnis zueinander. Es geht ausschließlich um die reine Objektivität, nicht um das (negative) Verhältnis der sub-

jektiven Formen der Gegenstandskonstitution, denn dabei würden bloß der Status der Kategorien für sich und der Anschauungen für sich beschrieben. Diese sind aber keine Formen nichtiger Gegenständlichkeit. Kant geht es auch bei der Tafel des Nichts um die Konstitution von Gegenständlichkeit im Sinne empirischer Objektivität resp. die Gründe und Bedingungen ihres Scheiterns.

VII. Das Reine

Was ist Reinheit? Reinheit bezeichnet die Ebene des *Platonismus* auch innerhalb der Transzendentalphilosophie, bei Kant, Husserl oder im Neukantianismus. Reinheit ist die der Methoden, der Kategorien, der *Formen*, die sich dann mischen und verbinden können.⁴² Das Reine liegt im *Rationalen*, in der Vernünftigkeit: Die *leeren* (aber bestimmten) Formen *verarbeiten* die irrationale *Materie*, die ihnen *gegeben* wird und die in sie hineintritt, ihnen *innerlich* wird. Bei Kant ist das Reine das Leere, das Ursprüngliche, aber für sich Unselbständige, das für anderes da ist. Es ist der Inbegriff der Bedingung der Möglichkeit, jedoch nicht die Wirklichkeit der Erkenntnis. Als es selbst wird es ausschließlich in der Reflexion zum ‚Gegenstand‘. Das Reine umgreift die Gründe von

⁴² Verflechtung bedeutet bei Platon Reinheit der Formen, Ideen oder Kategorien jenseits der Solitarität, d.h., es gibt Reinheit nur innerhalb der und als Gemeinschaft des wesentlichen Reinen. Hinsichtlich der reinen Formen ist keine Differenz zwischen Essenz und Existenz zu machen; nur die materielle Existenz ist eine Last, die der Reinheit der Idee auferlegt wird, ohne ihr wirklich etwas hinzuzufügen. Platons Unterscheidung im *Sophistes* zwischen einer Betrachtung der Ideen und Onta – im Horizont ihrer durchgängigen Sympleke – *auto kath’hauto* einerseits und *pros allo* andererseits findet sich bei Kant in der Umlegung auf die Dinge an sich (in ihrer Unbedingtheit, Denkbarkeit, aber Unerkennbarkeit) und die Phänomene (die erkennbaren, bedingten Objekte) wieder. Die Sympleke der reinen Begriffe bleibt bei Kant erhalten, aber Sinn und Ziel der Erkenntnis wandern in den Bereich der Synthesis von Begriff und Anschauung hinüber.

Anschauen und Begreifen, Rezeptivität und Spontaneität, Pathesis und Poiesis, und erst aus deren Verbindung geht das die Form Erfüllende hervor: Die reinen Formen der Anschauung empfangen etwas, an dem die reinen Begriffe dann ihre Arbeit tun können, um das Synthetische als wirkliche Erkenntnis und wirklichen Gegenstand hervorzubringen.

Die Form bewältigt, sie ist eine Macht gegenüber dem, das es zu bändigen gilt, das ins Innere der Form zu holen ist; das Formlose hingegen ist dem übermächtigen Chaos preisgegeben. Die Form ist der Wahrheitsgehalt und -grund jeder Sache. Daher auch die Idee, daß man vor allem durch die reine Methode weiß, daß man weiß, weil sie etwas als Gewußtes rechtfertigt und Wissen aus Wissen ableitet. Das Reine ist das *Beständige*, Dauernde, das Wesentliche als Bedingung aller Wesenhaftigkeit. Das Reine ist das, *worin* alles ist, ideale und reale Grenze aller Immanenz, doch zugleich Grund, also Woher und Wodurch alles Synthetischen. Man sagt auch: mit sich im Reinen sein oder etwas ins Reine bringen; d.h., das Reine ist das Vollendete, das mit sich in Ruhe Übereinstimmende, das zu Ende Gebrachte, die Entscheidung zum Beständigen.

Es gilt auch als das Einfache, das Eindeutige (jenseits der Zweideutigkeit), das Ursprüngliche, Unschuldige, Unverfälschte und Unberührte (Poiesisfreie) – hierbei stets als Negation eines Negativen gefaßt – oder als Weltabgewandtheit und Weltferne, die zu Isolation und Purismus (Reinheit als Extremideal) werden kann. Eindeutig ist immer das Formale als das Gewisse und eigentlich Gewußte; das, worin und wodurch das Gewußte gewußt wird; das Abstrakte; das, als was etwas als es selbst gewußt wird; das Befreite, von dem Fremdes entfernt wurde. In seiner Reinheit zeigt sich etwas als es selbst, als allein, genau und ausschließlich das, was es ist, als unvermishtes *Nichts-anderes*.

Das Reine ist aber auch der Übergangspunkt zwischen Immanenz und Transzendenz; ungetrüb; unberührt, machtvoll und ermächtigt; erhaben; klar und deutlich; ursprünglich; das Gute und Vollendete; das Höchste; Reinheit letztlich von allem *Weltlichen*.

Bei Kant ist das Reine (zumindest in der theoretischen Philosophie) nicht das Absolute, sondern sein Sinn liegt in der Bezogenheit auf empirisches Material. Immer schon im Blick auf dieses ist es Bedingung der Möglichkeit. Für sich ist das Reine fragwürdig, irgendwie unvollständig und zum Falschen neigend. Es ist etwas Leeres, ein Ohne-Etwas: Dort, wo etwas sein sollte, wo etwas sein müsste, damit etwas Seiendes, Positives und Gegenständliches da und erkennbar wäre, herrschen Mangel und Abwesenheit. Was einen Seinscharakter hat und vermittelt, fehlt. Umgekehrt sind alle reinen Formen und positiven Seinsbedingungen, rein für sich gesetzt, nichts. Das Reine, das Unbedingte, die Formen für sich genommen, die Noumena, die Ideen: all das ist, im Sinne des objektiven empirischen Etwas, Nichts. Als und durch das Nichts lassen sich lediglich hypothetische Objekte ansprechen.

Wie alle Begriffe a priori ist auch das Nichts ein reiner Begriff: die radikale Form der Unbezüglichkeit und Abgeschnittenheit des Begrifflichen bzw. allgemein des Formalen. Alles Reine ist für Kant leer und als solches nichtig. Reine Begriffe wie reine Anschauungsformen sind für sich genommen leer und blind, also mangelhaft und nichtig. Allein ihre Vergemeinschaftung und Wechselbezogenheit erzeugen eine Bewegung und einen Fortschritt der Erkenntnis. Das Reine ist das Sichere, Gewisse und Bedingende, aber auch das an konkreter Erkenntnis Fruchtbare und Unselbständige. Das Reine ist das Zugrundeliegende, doch für sich selbst Nichtige.

Die Ontologisierung des Nichtigen, mithin des Reinen, erfolgt bei Kant in der Poiesis. Das Reine ist zwar das Klare und Gewisse, das deutlich Erkennbare und Erkannte, aber ebenso das ontologisch Nichtige. Es kann sich als und aus sich selbst nicht zum Sein erheben, sondern erst, wenn es in die seinsstiftende Synthesis eintritt; das Synthetische besitzt eigentlichen Seinscharakter. Alles Reine hat also nicht für sich Sein, sondern erst, wenn das Zusammenspiel des Seinssetzens stattfindet, wenn es darin gegeben ist. Lediglich die Rationalisierung der irrationalen Materie durch reine Formen schafft gültiges Sein.

Die reinen Formen ermöglichen das Reale, haben selbst aber keine Realität. Das System zeigt die Einheit und den Zusammenhang alles Reinen, alles Reine ist untereinander verbunden. Das Empirische gewinnt sein Sein und seine Möglichkeit vom Reinen her, das Reine hat seinen Sinn nur im Blick auf das Empirische. Obwohl leer ist das Reine bedingend auf jeden möglichen Inhalt gerichtet und gilt in dieser Hinsicht universell. Das Reine ist von sich her leer, unselbständig oder sogar nichtig, aber es ist auch das Gewisse. Mit ihm erreicht man die äußerste Grenze und damit den Grund. (So sind das Ich und die Kategorien gewiß, aber nichts Reales und auch nicht definierbar, weil ihr Geltungsbereich gegen nichts mehr abgrenzbar ist.) Die reinen Formen sind keine Produkte der Synthesis, aber sie sind die Bedingungen aller Synthesis und vollbringen diese.

Was synthetisiert werden kann und muß, das hat freilich vordem Abstand voneinander, liegt auseinander, und hinter dieses Unverbundene gibt es kein erkenntnismäßiges Zurück. Es muß als faktisch Gegebenes gesetzt werden, doch muß alles Gegebene verbunden werden können. Als Materielles gelangt es durch formhafte Synthesis ins Bewußtsein und wird dort in seiner Gegenständlichkeit bewußt vorgestellt und erkannt. Gewißheit bietet vorrangig das Gebiet des Apriori, des Formalen und des Reinen (sogar des negativen Reinen, zu dem der Nicht-Begriff zählt), während im – primär im Empirischen vor sich gehenden – permanenten Wissensfortschritt letzte Klarheit und vollkommen gesichertes Wissen stets ausstehen.

Ob das, worauf die reinen Formen sich beziehen können und müssen, vorhanden ist oder nicht, entscheidet darüber, ob Etwas oder Nichts, Geltung oder Nichtgeltung vorliegen. Das Nichts begreift die Grenzen der Formen und der formalen Gesetze und weist diese auf. Das faktische Sein der Erfahrung und ihrer Gegenstände entscheidet darüber, daß etwas ist und nicht nichts. Es ist möglich und widerspruchsfrei denkbar, daß überhaupt nichts

existiert.⁴³ Reines Denken und reine Formen gelten für Kant nicht als Etwas, sondern erst der ihnen gemäßige und zugängliche Inhalt verschafft ihnen Seinsgeltung. Die Form soll etwas vereinigen oder verbinden. Wenn das nicht möglich ist, dann ist das Unmögliche das, was nicht aus und zu etwas verbunden werden kann.

Nicht Kreis und Viereck sind unmöglich (nach dem Satz der Identität ist jedes der beiden nur das, was es ist): ihre Synthese ist es (nach dem Satz vom Widerspruch). Es handelt sich hierbei um Sachverhalte und Gegebenheiten, die aus objektiven Gründen nicht vereinigt werden können, aber was die Vereinigung unternimmt, ist das Subjekt. Das Subjekt erkennt also im Nichts seine Grenzen und die seiner Formen, und Kant denkt diese Grenzen als negative Objektivität und Notwendigkeit. Objektiver Mangel und objektive Unmöglichkeit sind als Nichts die Gestalten der Grenze des Subjekts und seiner Möglichkeiten. Die Synthesis ist die Tätigkeit des Subjekts und wird von ihm angetrieben. Aber die konkrete objektive Bestimmtheit, das Was und Wie der reinen Formen des Synthesis legt bereits fest, was synthetisierbar ist und was nicht.

Das Reine ist das Unhintergehbare. Es ist der Grund des Möglichseins – der Welt und ihrer Erkennbarkeit. Im Reinen werden die notwendigen Gründe des Möglichseins fixiert und damit das Wesentliche und Fundamentale. Für das Wirklichsein muß lediglich noch etwas zum Reinen hinzukommen, nämlich die Materie zur Form. Aber es ist das Formale, das die Materie zum Gehalt

⁴³ In der vorkritischen Phase hält Kant noch daran fest, daß der Gedanke der Aufhebung aller Existenz zwar keinen inneren Widerspruch einschließt, im strengen Sinne aber dennoch unmöglich ist. Denn eine solche Aufhebung zerstört *jede* Möglichkeit, und weil „daß, wodurch jede Möglichkeit, was auch immer, aufgehoben wird, absolut unmöglich ist“, kann die Möglichkeit überhaupt nicht aufgehoben werden. Im Resultat ist „es absolut unmöglich, daß überhaupt nichts existiert.“ Wird jede Existenz verneint, dann auch alles Möglichsein, denn wenn nichts existiert, dann ist es auch absolut unmöglich, daß irgendetwas möglich ist. (Vgl. *Der einzig mögliche Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseins Gottes*, AA II, 79).

des Wirklichen macht und dadurch die Gegenstände hervorbringt. Das Reine ist daher das Notwendige und Bestimmende, aber es ist nicht hinreichend, um Sein und Erkenntnis hervorzubringen. Die Sphäre des Reinen ist die der Formen der Einheit. Die Einheit hat für sich keinen Sinn, sondern dieser ergibt sich daraus, daß sie den Grund und die Kraft darstellt, der die Vielheit zusammenhält und sie als sinnvollen, erkennbaren Seinsgehalt auf synthetische Weise ermöglicht. Das Wesen des Reinen und Formalen erfüllt sich in der Synthesis, im Zusammenfügen des Vielen zu Einem.

Verstößt man gegen die reinen Formen und Gesetze oder die Verhältnissetze des Reinen, so gelangt man zum Nichts; bezieht man das Reine auf sich selbst, so gelangt man zum Nichts. Das Nichts ist der Grenzbegriff schlechthin, die reine, absolute Grenze, weil es die Suspension des Synthetischen – und damit des Grundcharakters des Gegenständlichen – von formaler wie materialer Seite aus aufschlüsselt, d.h., es kann aus formalen und materialen Gründen keine gültige Synthesis stattfinden. Weil der Begriff des Nichts ein Grenzbegriff ist, spiegeln sich die erkenntnistheoretischen und ontologischen Grundlagen des Kantischen Systems – auf denen eben auch der Nichtsbegriff selbst beruht – in diesem Konzept auf besondere Weise. Das Nichts ist die Grenze der Gründe, ihrer Geltung und des Bereichs des durch sie Ermöglichten. Das Reine bestimmt im Nichts seine Schranken, seine Reichweite und die Gestalten des eigenen Nicht-Zureichens für die Konstitution objektiven und gegenständlichen Seins.

Dem Grund des Objektiven, also des Seienden im eigentlichen Sinne, eignet zwar objektive Geltung – als Funktion der Synthesis des objektiven Materials; er ist jedoch selbst nichts Objektives. Vielmehr bleibt er rein für sich genommen nichtig, ein Nichts in Gestalt der reinen Formen: Seiend mithin als Grund des Seienden, nichtig jenseits dieser Funktion und Bindung. Die Formen sind das Notwendige, aber nicht das Hinreichende; das Entscheidende, aber nicht das Vollständige; das Wesentliche, aber nicht das Vollgültige; das Bestimmende, aber nicht das Ganze; das Fundamentale, aber nicht das Einzige; das Beständige, aber nicht das Komplet-

te. Das Formale bildet deswegen den unzureichenden, jedoch auch einzig konkret faßbaren und zugänglichen Grund für das Sein des Seienden. Die Materie bleibt etwas für Sein und Erkennen gleichermaßen Unabdingbares, das trotzdem quasi grundlos bleibt und als schlechterdings gegeben anzusehen ist.

Die unvergängliche Form ist die Potenz der Synthesis. Durch die Synthesis und als Synthetisiertes erschließt sich das Sein des Seienden, das Seiende im Was und Wie seines Seins. Das Formale ist der reine Grund der Synthesis und ihres ontologischen wie erkenntnismäßigen Geltungshorizontes. Was als Seiendes erscheint, was als Erscheinung ist, das kann nur als Synthetisiertes, mittels der Poiesis der Formen, in diesen Rang gelangen. Jenseits der Synthesis kann nichts Sein und Geltung beanspruchen.

Das Zusammensetzen – das etwas, was sich sinnvoll zusammensetzen läßt, voraussetzt – bildet eine poiетische Urhandlung. Es gibt kein unmittelbar Seiendes, sondern alles Seiende ist durch Synthesis vermittelt. Eine ontologische Bedeutung des Gegebenen (der Mannigfaltigkeit) wird erst durch seine zusammenfügende Vereinheitlichung freigesetzt. Die Einheit einer Vielheit mittels des Formalen läßt einen Seinssinn entstehen. Gegenüber dem Syntheton des Aristoteles denkt Kant die Form in der Synthesis vom produktiven Subjekt her. Das Formale hat vom Subjektiven her ontologisches Gewicht; es ist das Subjektive, das über die Macht der Objektivierung verfügt.

Die Kategorien sind reine Begriffe, die als sachlich bestimmte Funktionen der Gegenstandssynthesis wirksam werden. Es muß mehrere Kategorien geben, die als systematisches Gefüge die Totalität aller notwendigen Begriffsfunktionen ausmachen, dabei einander ergänzen und nur als Gemeinschaft überhaupt funktionsfähig sind. Jede Kategorie fordert alle anderen, ist auf sie bezogen, ohne sie unmöglich und gegenstandslos. Ihre Einheit impliziert wechselseitige Abhängigkeit, Verflechtung und Komplettierung. Gleichwohl ist jede Kategorie sachlich eigenständig, allein sie selbst und absolut identisch. Jede stimmt, konkret und sach-

lich begrenzt, mit sich überein; jede kongruiert mit sich, ist nichts sonst und deshalb von den anderen Kategorien unterschieden.

Gleichzeitig verweist sie auf alle anderen Kategorien, von denen sie abhängt und die von ihr abhängen. Der logischen Sukzession der Kategorien entspricht ihre systematische Gleichursprünglichkeit und Notwendigkeit im Ganzen der Kategorien. Die reinen Gründe und Formen bestehen nie allein und für sich. Alles Reine ist relativ nichts anderes als es selbst, weil als konkrete Form von allem anderen Reinen mitbestimmt. Die Sphäre des Reinen bildet ein stimmiges Gefüge besonderer Formen des Reinen, besonderer reiner Bestimmungen. Jede reine Bestimmung kann bloß deswegen gegen jede andere abgegrenzt sein, weil sie immer schon mit ihr verbunden ist. Das Besondere und Bestimmte wird einzig in der Totalität und von ihrer Einheit her begreiflich.

Etwas und Nichts sind Begriffe a priori und insofern auch logische Funktionen der Synthesis. Sie machen die allgemeinste logische Präformation dessen aus, was als Gegenstand überhaupt vorgestellt und gegeben werden und wie – in welchen besonderen Weisen – dies erfolgen kann. Die beiden Begriffe erschließen die universellen Formen positiver und negativer Gegenständlichkeit. Auch wenn Gegenstände rein logisch nicht adäquat und gültig gegeben werden können, so hängt die Erfüllbarkeit des Gegenstandsbegriffs, von Gegenständlichkeit schlechthin, doch von dessen logischen Formen und Bedingungen ab. Die reinen Formen sind das erst noch zu Erfüllende, damit ontologisch vollgültige Objekte entstehen, aber sie sind ebenso das einzig Erfüllbare, dem jede objektive Materie entsprechen und passend verfaßt sein muß, mithin die Präformation aller Objektivität und Gegenständlichkeit.

Der Begriff der Möglichkeit bezeichnet die positiven Grenzen der Form und ihrer Fähigkeit zur Synthesis; was unmöglich ist, sprengt die Formen und kann sie – im Sinne von etwas Synthetisierbarem – prinzipiell nicht erfüllen. Deswegen ist das in sich Widersprüchliche resp. Unmögliche und dadurch Nichtige das Gewisse und Evidente, denn es ist von unumstößlicher Festigkeit.

Nicht der Widerspruch ist das Wahre, sondern die Wahrheit des Widerspruchs – das Nichts – bildet in ihrer Unveränderlichkeit und Unbeweglichkeit das absolut Sichere, die gewußte Grenze, das Unzweifelhafte. Als reiner Begriff a priori ist das Nichts etwas Festes, eine negative Begriffsform.

VIII. Sein und Existenz

Das Nichts, als abschließend noch zur Analytik (als der Logik der Wahrheit) gehörender reiner Begriff a priori, steht für die Weisen transzendentaler Unwahrheit und ihrer speziellen, aber begrifflich einheitlich zu fassenden Gründe. Der Versuch einer ontologischen Trennung der Erkenntnisvermögen in der Reflexion wird zur Unwahrheit. Im Analysieren des Nichtsbegriffs wendet sich das Denken vom Empirischen und seinen Bedingungen zurück zu den Bedingungen seiner Unmöglichkeit. Wie das Sein als Oberbegriff, Position und Setzen die Grund-Funktion des reinen Denkens ist, so sind auch Etwas *und* Nichts reine Begriffe a priori mit setzendem Charakter. Auch das Nichts hat setzenden Charakter, kann als leeres ens qua Denken oder Imagination angesprochen werden.

Ist das Mögliche möglich im Sinne einer möglichen *Erfahrung*,⁴⁴ so bedeutet das Nichts eine unmögliche Erfahrung; Noumena etwa sind im Blick auf Erfahrbarkeit unmöglich und daher nichtig. Das auf vierfache Weise Unmögliche ist das vollständig bestimmte Nichts. Als abschließender Reflexionsbegriff differenziert das Nichts Möglichkeit und Unmöglichkeit in formaler und materialer Hinsicht im Blick auf die faktisch legitimen Erkenntnisquellen. Das Nichts ist zwar ein transzendentaler Begriff, der aber konkret die basalen Formen der empirischen Nichtigkeit, des Fehlens oder der Überdehnung der Bedingungen empirischer Gegenständlichkeit, zusammenführt. Nichts und Etwas sind Gegenbegriffe im Hinblick auf die Empirie und ihre Bedingungen. Das Nichts ist

⁴⁴ Vgl. *Kritik der reinen Vernunft*, A 218–219/B 265–267.

das Nicht-Etwas, das Nicht jeder (empirischen) Vorstellbarkeit überhaupt, jedes potentiell objektiven synthetischen Bewußtseinsaktes.

Der Begriff des Seins ist gleichbedeutend mit dem der allgemeinen Position überhaupt,⁴⁵ die als bloß relativ-logische Position wie auch als absolut-objektive Position eines Dinges eintreten kann.⁴⁶ Daß Sein kein reales Prädikat darstellt,⁴⁷ bedeutet: Existenz fügt der begrifflich bestimmten Essenz nichts hinzu, impliziert keinerlei positive Sachhaltigkeit und Realität. Jeder ontologische Setzungscharakter läßt sich allein durch eine erfüllte Anschauung ausweisen und damit durch eine material fundierte Empfindung. Formen können nicht verschwinden und bleiben bei jeder Reduktion als, für sich genommen, nichtig zurück, während das Materiale ausbleiben kann und in diesem Fall nur die Null, die gänzlich leere Anschauung in der Zeit und Empfindungslosigkeit, zurückläßt.⁴⁸ Ausschließlich das, was zumindest mit den materialen Bedingungen der Erfahrung als Empfindung zusammenhängt, kann wirklich sein; und was einzig den Charakter der materialen Erfüllung von Formen und damit daseinsstiftende Kraft besitzt, ist die empirische Wahrnehmung.⁴⁹ Im vollen Sinne meint ‚Sein‘: das äußerlich gesetzte, objektive Ding, dies jedoch nicht ohne den Bezug auf das konstituierende Subjekt.

Wie Existenz oder Dasein⁵⁰ logisch keine echten, sachlich bestimmungshaften Prädikate sind, so eignet ihnen ontologisch und material kein Empfindungscharakter. Mögliche und wirkliche Gegenstände sind ihrem prädikativen Gehalt nach von gleichem Umfang. Als existierend oder nicht-existierend wird jedes Ding ledig-

⁴⁵ Vgl. *Der einzig mögliche Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseins Gottes*, AA II, 73.

⁴⁶ Vgl. dazu auch *Kritik der Urteilskraft*, § 76.

⁴⁷ Vgl. *Kritik der reinen Vernunft*, A 598/B 626.

⁴⁸ Vgl. *Prolegomena*, § 24.

⁴⁹ Vgl. *Kritik der reinen Vernunft*, A 723–724/B 751–752.

⁵⁰ Vgl. dazu insgesamt auch AA XVII, 286, 387, 531, 731; AA XVIII, 126–127, 133, 218–220, 332–337, 349–350, 543, 708–709.

lich im Denken vorgestellt, was seinen Sachgehalt überhaupt nicht tangiert. Wirklichkeit bedeutet im Unterschied zur Möglichkeit bloß, daß ein Ding mit all seinen Bestimmungen absolut gesetzt ist, nicht mehr nur hypothetisch, d.h., ein Ding ist absolut, nicht allein im Verhältnis auf seinen Begriff gesetzt. Ein Reich reiner Möglichkeiten wiederum erschöpft den Seinsbegriff nicht, so daß stets irgendetwas wirklich sein, existieren und erfahrbar sein muß. Existenz wurzelt in Erfahrung – d.h. in empirischer Synthesis – und ist jenseits ihrer durch nichts zu rechtfertigen.

Realität ist das begriffliche Korrelat von Empfindung, zeigt also begrifflich ein Sein in der Zeit an. Empfindung und Erfüllbarkeit von Zeit bzw. innerem Sinn haben dabei intensiv-gradhaften Charakter, d.h., jeder Gegenstand kann die Zeit quantitativ verschieden stark erfüllen, kann verschieden intensiv empfunden und wahrgenommen werden – bis hin zum Übergang in das Erlöschen und Aufhören, der Negation, der Null, dem Nichts. Alle Erscheinungen, als Objekte der Wahrnehmungen, werden daher immer als real empfunden, und zwischen Realität und Negation besteht ein kontinuierlicher Zusammenhang von Zwischenstufen der Intensität. Die vollständige Abwesenheit aller Realität in einer Erscheinung – also etwa die völlig leeren Anschauungsformen für sich genommen – bildet etwas Unmögliches und folglich Nichtiges.

Wenn das Sein als reine Position bestimmt wird, dann ist dieses Setzen indifferent gegen positives oder negatives, eingeschränktes oder uneingeschränktes, allgemeines oder besonderes, logisches oder empirisches Setzen. Erfahrung bezieht sich jedoch immer auf Realität und Positivität. Ursprünglich gesetzt wird stets das Positive, das Negative nur als dessen Ausfallen. Im höchsten Sinne erfüllt sich der Seinsbegriff als uneingeschränkte Realität des höchsten Seienden. Vor diesem Hintergrund gehört auch das Nichts zur Analyse der Bedingungen von Konstitution. Es ist ein Begriffselement der Konstitutionslogik, weshalb es im Horizont des Primats des Positiven als grenzbildendes Nichtsein von Positivität und Realität gedacht wird: als prinzipielles Nichtsein und absolute

Unrealisierbarkeit (wie in der ersten und vierten Nichtsform) oder als faktisches Nichtsein und tatsächliches Fehlen von Realität (wie in der zweiten und dritten Nichtsform).

Dem Sein im Sinne des fundamentalen Verhältniswortes ‚Ist‘ eignet als Setzungsakt ein doppelter Charakter. Einmal fungiert die – selbst nicht prädikative – Copula als Ausdruck der logischen Handlung des Setzens eines Prädikats in Beziehung auf ein Subjekt.⁵¹ Dann aber benennt die Copula im ontologischen und begründungstheoretischen Sinne auch die zentrale Beziehung der objektiven Einheit gegebener Vorstellungen auf die ursprüngliche Apperzeption samt der notwendigen Einheit derselben.⁵² Die Subjektivität ist der tiefste Grund der Möglichkeit aller Seinssetzungen sowie ihrer Denkbarkeit. Kant versteht das Sein als ein Beziehen *und* als Einheit der Bezugspole oder -instanzen. ‚Sein‘ wird denkbar und ansprechbar im relationalen Setzen von etwas *an* etwas sowie *durch* etwas Zugrundeliegendes.

Der Seinsbegriff bezeichnet den Einheitsbezug zwischen allen Gedanken überhaupt und dem einen, identischen Denkenden, durch den sämtliche Setzungen erst einen Objektivitätscharakter gewinnen können. Im Begriff ‚Sein‘ ist der unauflösbare Bezug zum Denken und seinem Subjekt als dem universal ermöglichenden Grund allen Setzens und seines objektiven Gewichts enthalten. Und es gibt weitergehend sich ontologisch-kategorial ausprechende Grade oder Abstufungen des Bezugs zwischen dem Subjekt und seinen objektiven Vorstellungen: die Modalbegriffe, die verschiedene Seinsbegriffe und Setzungshorizonte als Erkenntniszustände des Subjekts aussagen. Das Sein als Position läßt sich – und dies ist für die Einheit von Denken und Sein konstitutiv – modalontologisch *differenziert* bestimmen, und zwar im Hinblick auf Anspruch, Festigkeit, Gewißheit, Nachdrücklichkeit von Setzung und Gesetztem. Einheit des Seins und Einheit des Denkens bilden einen einzigen Sachverhalt.

⁵¹ Vgl. *Kritik der reinen Vernunft*, A 598–599/B 626–627.

⁵² Vgl. *Kritik der reinen Vernunft*, B 142.

Erkenntnisse haben die Form von Urteilen. Die Copula ist der Ausdruck der Einheit des Urteils qua Apperzeption und der identischen Handlung der Synthesis. Das Ist drückt die objektive Handlung der Synthesis aus, die das Urteil zur Differenz-Identität macht. Die Copula ist die Fassung des setzenden Charakters des Handlungsaktes. Sie objektiviert die Begriffe als subjektive Synthesishandlungen und ist als Objektivitätsanzeige der Ausdruck der Einheit der Apperzeption – der notwendigen Möglichkeit, jeden wirklichen Vorstellungsakt zu begleiten – und der Synthesis nach Begriffen überhaupt sowie das, was die Verbindungsleistung des Begriffs durchgängig objektiviert. Verbinden *und* Verbundenes sind subjektiv *und* objektiv, Erkenntnisakt und Akt der Seinssetzung.

„Sein“ bedeutet keine Synthesis, sondern benennt deren Einheit und Geltung; die Copula steht für Subsumption *und* Objektivität im Urteil. Als Verbindung von Begriffen der Einheit bringt das Urteil die Erkenntnisse zur objektiven Einheit der Apperzeption. Die Copula objektiviert die gesamten Syntheseleistungen innerhalb der Einheit des Bewußtseins, so daß auch die Apperzeption im Ist objektiv wird. Das Denkende ist für sich immer ein Ich. Das Subjekt ist das, was denkt: Es ist der Träger des Denkens, aber ebenso – als subjectum – dem Geschehen des Denkens unterworfen. Nicht unterworfen ist das Ich hingegen den einzelnen inneren Zuständen und Bestimmungen des Denkens, den Gedanken. Nicht nur „Sein“, auch „Denken“ ist kein reales Prädikat, sondern reine, unbestimmte Position. Jenseits ihrer Setzungsfunktion haben Sein und Denken keine Bedeutung.

Im Sinne der bloßen Position gründet das Sein in der ursprünglichen Selbstposition des „Ich denke“, des Sich-Denkenden. Das reine Denken ist aber das schlechthin Nicht-Objektive, weshalb auch die Einheit des Ich nichts Objektives ist. „Denken“ fügt dem Begriff des Ich nichts hinzu, was nicht schon in ihm läge und ist auch kein reales Prädikat, denn reale Prädikate haben gegen das Subjekt Selbständigkeit. „Sein“ ist die Vorstellung der reinen Position: Mit ihm wird etwas gesetzt, doch nur qua Synthesis sind

Setzungen bestimmbar, objektiv, real, gegenständlich. Die Copula ist die logische Form jeder Bestimmung qua Synthesis, jeder möglichen Bestimmung von etwas als etwas, indifferent gegen jede konkrete Synthesis. ‚Sein‘ ist kein reales Prädikat, sondern die logische Funktion reiner Setzung, weil es vor jedwedem Dingbewußtsein lediglich die Bewußtseinsimmanenz aller Setzungen aussagt.

Die Copula steht für die Bewußtseinseinheit, weil alle Vorstellungen die eines Ich sein müssen. Dem Begriff ‚Sein‘ entspricht das unbestimmte, geltungsneutrale Setzen, das erst durch die modale Reflexion der Copula in seinem Geltungsgrad und -bereich gemäß den Bedingungen der Erkenntnis näher bestimmt wird. ‚Sein‘ ist unbestimmt und daher ohne Tafel; und weil es keinen Gegenbegriff hat (anders als Etwas und Nichts oder Dasein und Nichtsein), ist es auch nicht bestimmbar. Das Denken kann alles setzen, selbst das Nichtige, und der Begriff dafür ist ‚Sein‘. ‚Sein‘ ist ein Begriff a priori, dem selbst kein Gehalt entsprechen kann, sondern der auf alle möglichen Gehalte bezogen ist. Das Ist gründet im Erkenntnisvermögen, nicht in den Erscheinungen, die als das Seiende angesprochen werden. Das Seiende hat den Charakter des Zusammengesetzten und der erfüllten Zeit, Existenz muß man anschauen, Dasein gibt es nur a posteriori.

Wenn reale Prädikate etwas aussagen, was zum Begriff eines Dinges hinzukommen kann, dann sind analytische Prädikate nicht real, sofern sie schon im Begriff enthalten sind. ‚Sein‘ bedeutet entweder bloße Setzung oder Position (eines Dinges oder von Bestimmungen an sich selbst) oder logisch den Gebrauch der Copula im Urteil. ‚Ist‘ ist kein weiteres Prädikat, sondern nur das, was das Prädikat in Beziehung auf das Subjekt setzt. Nimmt man etwa das Subjekt ‚Gott‘ mit all seinen Prädikaten zusammen und sagt: ‚Gott ist‘, so setzt man kein neues Prädikat zum Begriff von Gott, sondern nur das Subjekt an sich in der Totalität seiner Prädikate, und zwar den Gegenstand in Beziehung auf seinen Begriff. Beide müssen dasselbe enthalten, und es kann zu dem Begriff, der bloß die Möglichkeit ausdrückt, nichts dadurch hinzukommen,

daß er als schlechthin gegeben (durch den Ausdruck: er ist) gedacht wird.⁵³

Der Terminus ‚Sein‘ fügt also auch beim Inbegriff aller Prädikate dem durch diese bestimmten Wesen und Subjekt nichts hinzu. Daß ein Prädikat nicht real ist, heißt nicht nur, daß es keine Realität oder nichts Reales setzt, sondern daß mit ihm nur ein Verhältnis gesetzt wird. Die Copula hat keine Bedeutung, sondern lediglich eine Funktion, nämlich die des Verbindens und Aufeinander-Beziehens. ‚Sein‘ bzw. ‚Existenz‘ können für Kant weder ein Subjekt noch ein Prädikat darstellen. ‚Sein‘ kann nur in Verbindung mit etwas anderem etwas an etwas setzen, es kann hingegen nicht selbst gesetzt werden. ‚Sein‘ bedeutet Setzen, ist aber selbst nichts Gesetztes. Das ‚Ist‘ bleibt indifferent gegen jedes Setzen – von Etwas, Nichts oder Realität – und ebenso gegen analytische und synthetische Urteile oder Erscheinung und Ding an sich.

Die Analyse des Begriffs ist nicht die Urform des Urteils, sondern analytische und synthetische Urteile a priori sind gleichursprünglich. Reale Prädikate sind stets synthetisch, Existenz kann nur a posteriori gegeben werden. Es gibt gedachte Gegenstände, wie die Mathematika, die nicht existieren, und es gibt real existierende Gegenstände, die allein durch Erfahrung gegeben werden können. Analytische Prädikate sind nicht reale, sondern rein logische Prädikate; analytische Urteile sind reine Identitätssätze, weil Subjekt und Prädikat koextensiv sind (Alle Körper sind ausgedehnt; Alles Ausgedehnte ist ein Körper). Sind analytische Prädikate sachlich gleichbedeutend mit dem Subjektbegriff, so fügen nicht reale Prädikate dem Begriff nichts hinzu; beide vermehren den Begriff also nicht. Doch zeigen bereits die analytischen Urteile die apriorische, für jede Gegenständlichkeit unabdingbare Verbundenheit von Denken und Anschauung.

Kants Seinsbegriff zeigt sich so durchgängig bezogen auf Gegenstandsposition und ist durch nichts anderes ausweisbar als durch Wahrnehmung, Empfindung und objektive, mithin materielle, Re-

⁵³ Vgl. *Kritik der reinen Vernunft*, A 598–599/B 626–627.

alität. Jenseits dieser Sphäre bleibt einzig die Idee vom Inbegriff aller Möglichkeit als Idee von der Totalität des Seins. Sie liegt als Bedingung der durchgängigen Bestimmung eines jeden Dinges zugrunde und läutert sich zum a priori bestimmten Begriff von einem einzelnen Gegenstande, der durch die bloße Idee durchgängig bestimmt ist, zum Ideal der reinen Vernunft. Alle Negationen sind nur möglich im Gegensatz zu Bejahungen. Diese bedeuten ein Etwas, dessen Begriff an sich selbst schon ein Sein ausdrückt und daher Realität (Sachheit) genannt wird, weil durch sie allein und so weit sie reicht, Gegenstände Etwas (Dinge) sind.

Die Realitäten enthalten den Inhalt zur Möglichkeit und durchgängigen Bestimmung aller Dinge, und dieses transzendente Substratum ist die Idee der *omnitudo realitatis*; die kategoriale Allheit hingegen findet sich stets in empirischer Einschränkung. Alle wahren Verneinungen sind nur Schranken, denen die unbeschränkte Realität vorausgeht. Der Begriff des *ens realissimum* ist der durchgängig bestimmte Begriff eines einzelnen, ursprünglichen Wesens, das einzige eigentliche Ideal der menschlichen Vernunft, das der durchgängigen Bestimmung der Dinge zugrunde liegt. Die Vernunft setzt nicht die Existenz dieses Wesens voraus, sondern seine Idee, um von der unbedingten die bedingte Totalität abzuleiten. Alle Möglichkeit der Dinge ist so abgeleitet; ihre Mannigfaltigkeit ist nur eine Einschränkung der ihr gemeinschaftliches Substrat bildenden höchsten Realität.

Es besteht für Kant das logische Prinzip, daß für jedes Objekt, das gedacht werden soll (um überhaupt ein Objekt zu sein), die Materie der Möglichkeit als in einem absoluten Ganzen gegeben vorausgesetzt werden muß. Dieses eine Ganze stiftet den Zusammenhang aller möglichen Erfahrung, sofern es als Gesamtheit aller empirischen Realität ein jedes Objekt für uns ermöglicht. In diesem Sinne fungiert es als Idee einer alle Objektivität begleitenden Einheit, die die Bestimmung eines jeden konkreten Objekts

ermöglicht. Kant spricht von diesem *totum realitatis* auch als *ens originarium*, *ens summum*, *ens entium* oder *ens realissimum*.⁵⁴

Dieser Inbegriff aller Realität ist rein qualitativ zu verstehen, anders als jede kategorial-synthetische empirische Realität, die immer auch als Quantum vorgestellt werden muß, in welcher Gestalt die Realität innerhalb der Zeit erzeugt wird, entweder von einem bestimmten Grad bis zum Nullpunkt oder von diesem aus bis zu einer bestimmten Größe. Realität besitzt als Erscheinung stets sowohl intensive als auch extensive Größe, wobei die intensive Größe zwar abnehmen, die extensive jedoch bestehen bleiben kann, wodurch wiederum Raum und Zeit zuletzt als leere Formen zurückbleiben können.⁵⁵

Die unbedingte Notwendigkeit, als letzter Träger aller Dinge, ist für Kant aber auch der wahre Abgrund für die menschliche Vernunft.⁵⁶ Die Seinsfrage richtet sich nicht nur an das Geschaffene, sondern auch und zuletzt an das höchste Wesen und das Woher und Warum von dessen (ewigem) Sein. Dieses höchste Wesen ist der letzte Grund und der Inbegriff größter Vollkommenheit. Anders als das transzendente Objekt und die Noumena ist das Ideal der reinen Vernunft nicht einmal gegeben und deswegen auch nicht einmal unerforschlich. Denn das Wesen der Vernunft, d.i. Rechenschaft zu geben, greift bei den Ideen nicht. Wenn die Dinge an sich transempirisch genannt werden können, dann die Ideen

⁵⁴ Vgl. *Kritik der reinen Vernunft*, A 578/B 606.

⁵⁵ Obwohl Raum und Zeit reine Anschauungsformen und keine Begriffe sind, werden sie durch eine synthetische Aktivität generiert (vgl. *Kritik der reinen Vernunft*, B 160–161). Hierbei ist zwischen dem vorgegebenen, unbestimmten, unendlichen, allumfassenden Raum einerseits, und den durch sukzessive Synthese erzeugten Räumen andererseits zu unterscheiden, die jedoch nur unter der Voraussetzung eines einzigen gegebenen Raums möglich sind. Ebenso werden bestimmte Zeitgrößen durch sukzessives Hinzufügen eines Moments zum anderen erzeugt. Vorgegebener Raum und Zeit sind als *entia imaginaria* die selbst nicht erscheinenden Bedingungen jeder Bestimmung von Raum und Zeit als konkrete Größen.

⁵⁶ Vgl. *Kritik der reinen Vernunft*, A 613–614/B 641–642.

hyperempirisch; alle Vernunftideen aber schließen das Nichts und das Negative ganz aus sich aus.

Kant dehnt die Seinsfrage auf Gott – und damit auf den Inbegriff des Seins und die Totalität des Positiven – aus: Sie wird nicht länger, wie noch bei Leibniz, in das Begründungsverhältnis hinein verlegt, sondern weitergreifend noch auf die Idee des absoluten Grundes selbst bezogen. Warum gibt es einen Grund? Staunen und Wundern kann man sich über das Kontingente wie über das Notwendige. Kant gibt der Seinsfrage die Gestalt der maximalen Ausdehnung der Frage nach dem objektiven Grund; und auch der Grund ist eine Grenze. Die Existenz des Denkens und seiner Formen bleibt hingegen unvordenklich. In letzter Konsequenz wird aber die Frage nach dem Grund ins Subjektive gewendet. Ist das Eine bei Platon nicht mehr, wie bei Parmenides, das Wesen des Seins, sondern sein Grund, das, was das Sein in seiner Vielheitlichkeit zusammenhält und verbindet, so vollendet sich diese Auffassung bei Kant: Einheit – ermöglicht durch die reinen Formen, die die Materie ordnen und zu etwas konkret Seiendem bestimmen – wird zum subjektiven Grund, zur wesensgemäßen Leistung des Subjekts, die sich in der spezifischen Weise der Synthesis vollzieht.

Das absolut Notwendige resp. schon durch seinen Begriff notwendig Existierende ist aber in eins das ens perfectissimum, also der Inbegriff der Seinsfülle, das mit allen Bestimmungen gesättigte Sein, die Allheit aller Dinge als Einheit ihrer vollständigen Vielheit. Bezieht die Notwendigkeit sich auf das Existieren, so die Perfektion auf die Essenz, beides aber in absoluter Untrennbarkeit. Das zuhöchst Seiende, das Seiendste, ist das Denkbare, sowohl, was die logische Einsichtigkeit seines Existieren-Müssens, als auch, was die Fülle der in ihm denkbaren Sachgehalte betrifft.

Das absolut Notwendige ist für Kant der Abgrund für die Vernunft, weil es grundlos ist, weil es in jeder Hinsicht jenseits des Bereichs der Rechenschaftsmöglichkeiten liegt. Muß aber damit nicht ebenso das negativ Notwendige, das absolut Unmögliche, das Nichts, zu diesem Abgrund gehören? Das ist nicht der Fall,

denn beim nihil negativum läßt sich der Grund für die Unmöglichkeit angeben: Es ist undenkbar und sachlich leer, weil eine unmögliche Synthesis. Das notwendige Nicht-Existieren ist logisch notwendig vom Begriff her einsehbar, vom Unbegriff gelangt man zwingend zum Unding.

Die höchste Idee, das Ideal der reinen Vernunft, ist die Idee eines singulären Dinges, das zugleich als universaler Grund konzipiert wird. Das Ideal ist der Inbegriff der Einheit, die Vereinigung aller Prädikate, das in allen positiven Prädikaten durchgängig bestimmte Seiende. Als das eine, alle Realitäten und Sachbestimmtheiten einschließende Ding, ist dieses das Realste sowie das schlechthin Notwendige resp. notwendig Existierende, ens realissimum und ens necessarium. Die Konvergenz der Vorstellung dieses Ideals mit der transzendentalen Apperzeption zeigt sich in ihrer Begründungsfunktion für das, was als Seiendes oder Welt gilt. Beide werden als der eine Grund gedacht, der alles ermöglicht und in dem alles Mögliche möglich ist. Wie durch das höchste Seiende als identischem Grund eine Affinität aller Möglichkeiten vorgestellt wird, so stellt sich durch die transzendente Apperzeption eine transzendente Affinität ein.

Alle Erscheinungen stehen in durchgängiger Verknüpfung nach notwendigen Gesetzen, weil das Ich in die Synthesis des Mannigfaltigen hineinkommt und darin notwendig Verknüpfung stiftet.⁵⁷ Die Synthesis als Einheitsgrund der Welt ermöglicht einen ontologischen und erkennbaren Zusammenhang aller möglichen Erscheinungen; alles Mögliche ist mit allem anderen Möglichen infolge ihres gemeinsamen Grundes verbunden. Wie das Ich der Grund und die Synthesis die Begründung der Erscheinungswelt bildet, so wird das absolute Ding als Grund und die Schöpfung als Begründung aller Möglichkeiten vorgestellt. Und die Affinität alles Möglichen zieht unmittelbar die korrespondierende negative Affinität alles Unmöglichen nach sich – weil das Unmögliche insgesamt grundlos ist, nicht begründet und ermöglicht werden

⁵⁷ Vgl. *Kritik der reinen Vernunft*, A 113–114, A 122, A 766/B 794.

kann. Sind alle Möglichkeiten als Etwas affin, so alle Unmöglichkeiten als Nichts.

IX. Denken und Synthesis

Das Selbstbewußtsein weist durch die Duplizität von empirischer und transzendentaler Apperzeption in sich das Grundverhältnis von Temporalität (Bewegung) und Atemporalität (Unbewegtheit) auf.⁵⁸ Jedes Vorstellen, jeder Vorstellungsakt – auch das reine Denken – unterliegt dieser Struktur. Diese Zweiheit ist die Seinsweise des Bewußtseins, nicht aber zugleich die der reinen, idealen Sachgehalte und -verhalte, die vorgestellt werden. Die empirische Apperzeption, das reale Ich, ist zeitlich, weil seine Vorstellungs*inhalte* dies mit sich bringen. Als stets neues und anderes Vorstellen steht der innere Sinn nie still und bleibt nie identisch. Der Grundcharakter des Empirischen ist Zeitlichkeit. Die *ideale* Zeit überhaupt und als universelle Form ist ebenso unwandelbar wie die ideale Apperzeption:⁵⁹ Wie diese und die reine Vernunft selbst⁶⁰ ist sie absolut identische Gegenwärtigkeit. Alle drei sind in *keiner* Zeit und in ihrer Idealität daher in gewissem Sinne Nichts.

Das, *worin* alles ist, das ist, auf sein eigenes reines Sein hin gedacht, Nichts. Die Bedingungen der Möglichkeit allen Setzens von Sein (von Etwas und Nichts) sind für sich gesetzt nichtig; die Unbewegtheit des Idealen und rein Formalen bestimmt sie zur Nichtigkeit im Sinne empirischer Objektivität. Daß die reine Apperzeption als numerisch identische Vorstellung dezidiert Eines ist (Eins in aller Zeit, in allem Verschiedenen einerlei), bedeutet nicht, daß diese Einheit eine dinglich-gegenständliche Größe ist, die mit Dingen in der Zeit vergleichbar wäre, sondern, daß sie eine singuläre logische Einheit bildet.

⁵⁸ Vgl. *Kritik der reinen Vernunft*, A 107, A 123–124.

⁵⁹ Vgl. *Kritik der reinen Vernunft*, A 144/B 183, A 182/B 225.

⁶⁰ Vgl. *Kritik der reinen Vernunft*, A 556/B 584.

Kant geht von der Faktizität der Vernunft aus. Die Seinsfrage stellt sich daher bei ihm, auf dem Boden der Erkenntnistheorie, als die sinnlose Frage nach dem Warum des Denkens als des poietischen Grundes von sinnvoll aussagbarem, d.i. gegenständlichem Sein. Die Vernunft ist in der Gestalt faktisch, daß sie das Vermögen der Poiesis ist. Bei Kant wird die Poiesis komplett säkularisiert. Jedes Verstehen besteht darin, etwas nach Begriffen selbst zu machen.⁶¹ Damit nicht jede Objektivität naturalistisch bleibt, stellt die Vernunft sie aus etwas her, aus dem unverfügbar vorgegebenen Material. Einzig im praktischen Sinne, auf dem Boden des Wollens, ist die Vernunft bei Kant kein Vermögen der Poiesis, sondern der Anerkennung und subjektiven Realisation des absolut Gültigen.

Die Macht der subjektiven Poiesis, etwa der ratio oder der Technik, besteht darin, daß sie objektivierbar ist. Die Natur ist der Poiesis zugänglich, ja von ihr abhängig. Rein objektiv, von sich aus, sind die Dinge nichts, ist nichts. Neuzeitliche Naturwissenschaft und Technik basieren insgesamt auf der Auflösung und Vernichtung des Dinges, das in das mathematisch Quantifizierbare, in Funktionen und Eigenschaftsbündel, in Energien, Kräfte und Dispositionen zerfällt. Das Ding an sich ist nichts, das Dingliche besteht nur in Gestalt seiner gemachten Erscheinung nach Kategorien, die das Material formen. Allein als Erkenntnis- und Machbarkeitskorrelat ist das Ding gegeben, wird es zugänglich und verfügbar. Werden die Dinge nicht erkannt oder benutzt, sind sie bedeutungslos.

Das Subjekt wird durch sich selbst zum Tätigsein getrieben, weil es nie schlicht besteht, sondern sich permanent konstituieren muß, und es leistet dies, indem es schlechthin alles konstituiert. Seine Aktivität greift auf alle Seinsbereiche aus, die tätige Poiesis wird zum universalen Modell des Seins und Erkennens. Die Subjektphilosophie geht also mit einem Primat der Tätigkeit einher, die die absolute Macht des Subjekts garantiert und zugleich seine

⁶¹ Vgl. *Kritik der Urteilskraft*, § 68, S. 248.

Ohnmacht markiert, weil alles lediglich seine Setzung ist. Der Sinn der Welt verflüchtigt sich durch seine Regression in die Immanenz der Poiesis. Und zugleich wird das Subjekt beliebig, sofern es als Inbegriff der Macht der konstitutiven Formen an keinerlei Inhalte gebunden ist, sondern diese allererst generiert und dabei selbst eigentümlich inhaltsarm bleibt. Das Subjekt bleibt solange selbst bloß eine Möglichkeit bis es ermöglicht. Was ist, ist von ihm ermöglicht und konstituiert, und selbst ist es nur, wenn es tätig ist. Jenseits seines Tätigseins verfällt es der Nichtigkeit.

Das Wesen des Denkens besteht für Kant in seinem Gebrauch, seiner Anwendung im richtungs- und bezugsmäßig vorgezeichneten Bereich seiner Geltung. Jenseits dieser Funktion gehandhabt, bleibt das Denken hinter seinen Möglichkeiten zurück. Vorzüglich stellt das Denken für Kant Einheiten her; sein Wesen wird unter dem Titel einer transzendentalen Logik – die das System der allgemeinen, reinen Synthesis enthält sowie die Bedingungen der Möglichkeit reflektiert, Begriffe auf Objekte zu beziehen – ergründet. Die Einheit des Denkens selbst tut sich für Kant etwa in der Analogie der Tafeln kund. Als A priori der Logik ist das Denken intentional und relational verfaßt, ein systematisches Gefüge von Formen und Begriffen, die in ihren Verhältnissen eine Totalität bilden. Im Verbund des formalen A priori insgesamt, den reinen Denk- und Anschauungsformen, bedingt das Denken Existenz und Sosein der Erscheinungen. Gemeinsam machen diese reinen Grundformen die Erscheinungen objektiv, wobei die höchste Stufe der Objektivität mit den realen Gegenständen der Erfahrung erreicht wird.

Denken ist die Einheit reiner Synthesis; es stellt Dinge im Sinne von Einheiten aus Mannigfaltigkeiten her, schafft sie aber nicht (aus nichts). Das Denken bezieht sich auf Anschauungsmaterial, um Sein – im Sinne von synthetischer Objektivität und dinglicher Gegenständlichkeit – herzustellen, und das derart konstituierte Sein heißt dann ‚Erscheinung‘. Eine andere sinnvolle Ordnungsgestalt als die der synthetischen Einheit kann es letztlich nicht geben, selbst der Irrtum ist etwas Synthetisches. Was das Denken

ist, zeigt sich in seinem poetischen Tun. Die Seinsfrage ist bei Kant die Frage nach der Möglichkeit der Objektivität des Denkens. Warum es überhaupt Denken und Erkennen gibt (und nicht vielmehr nicht); warum sie in diesen bestimmten Formen vor sich gehen (müssen); warum es Denken ohne ein denkendes Wer, das Subjekt, nicht geben kann, das Denken also konstitutiv vom ‚Ich denke‘ her begriffen werden muß: Alle Fragen solcher Art weist Kant zurück. Die Frage nach dem Möglichsein des Denkvermögens und damit auch der Subjektivität ist eine metaphysische und unbeantwortbare Frage.

Wie das Denken, so sind auch seine Vermögen, Verstand und Vernunft, Einheiten. Alle kategorialen Begriffe haben daher ihren Ursprung aus der Einheit des Verstandes. Dieser ist in der Weise tätig, daß er spontan Begriffe auf Vorstellungen bezieht und ihnen dadurch eine ontologisch-gegenständliche Bedeutung vermittelt. Die Kategorien sind a priori – und d.h. unhinterfragbar – auf Anschauungsdaten gerichtet und ihnen zugewandt. Allein in der Betätigung an diesen liegt ihre ontologische Geltung, und ihre Tätigkeit besteht im *Verbinden*: Die Kategorien sind die reinen Formen der Vorstellungssynthesis. Als Funktionen des Verstandes beziehen sich die Kategorien auf die (sich potentiell bis ins Unendliche erstreckende) sukzessive Synthesis des Mannigfaltigen einer Anschauung überhaupt; und als notwendige Elemente des Verstandesvermögens sind die Kategorien der Grund möglicher Gegenstände wie auch ihrer Erkenntnis. Sie ziehen die Grenzen des Bereichs des Möglichen in logisch-formaler Hinsicht.

Durch die Arbeit der Synthesis bleibt nicht nur jede neue Vorstellung mit den vorherigen verbunden, sondern man kann auch bestimmte Vorstellungen nicht haben, ohne notwendig zugleich bestimmte andere zu haben. Die Begriffe der reinen Synthesis der Vorstellungen sind die Bedingungen der Möglichkeit von Erkenntnis wie Erkenntnisgegenstand. Die Leistung des Denkens besteht im begriffsmäßigen Verbinden von Vorstellungen zu sinn- und bedeutungsvollen Gedanken mit objektivem Gehalt. Die Begriffsformen wirken von sich selbst *abgewandt*. Ihr Sinn

und ihre Leistung erfüllen sich im intentionalen Von-sich-Weggehen.

Was ist, kann nur dann sein, wenn es erkannt wird. Jenseits des Erkenntwerdens gibt es keine Gegenständlichkeit. Seiendes ist nur als Erkanntes gegeben, und erkannt – und damit als im ontologischen Sinne gültig gegeben und realisiert – wird etwas lediglich qua Synthesis und als Synthetisiertes. Was ist, ist als Erkanntes und durch die Konstitution von Erkenntnis. Mit dem Erkennen entsteht das Erkannte, das Seiende. Erkenntnis- und Gegenstandskonstitution sind ein Geschehen und eine Wahrheit. Die Transzendentalphilosophie kann als Kritik der Erkenntnis nur die reinen Elemente jeder Erkenntnis und ihre Verhältnisse erhellen. Insofern und insoweit kann sich das Erkennen auf sich selbst beziehen. Die Transzendentalphilosophie ist Erkenntnis der Möglichkeit des Erkennens, Wissen von der Möglichkeit des Wissens, Reflexion der Konstitution von Gegenständen in eins mit ihrer Erkenntnis, aber sie ist niemals Denken der Möglichkeit des Denkens. Warum es Erkenntnis nicht unmittelbar und ohne formale Synthesis gibt; warum Erkanntes – also sinnvolles Sein – erst synthetisch erzeugt werden muß; warum jedes von sich her adäquate Gegebenseinkönnen des Seienden unmöglich ist; warum wir ausschließlich die von uns qua Verbindung geordnete Vielheit verstehen können: Auf Fragen solcher Art kann die Transzendentalphilosophie keine Antwort geben.

Es geht Kant stets um das Wie, nicht um das Warum des Verbindens. In der Theorie der endlichen Erkenntnis bleiben die reinen Formen ohne ihre Anwendung an etwas *Anderem* bloß subjektiv faktisch. Nur von ihrer Richtung und Anwendbarkeit her sind sie universal-objektiv, weil durchgängige Synthesisfunktionen. Sind die reinen Urteilsformen lediglich die Totalität der logischen Verbindungsformen, so werden sie durch die Hinwendung zum Gehaltlichen zu Sein und Erkenntnis gleichermaßen erst ermöglichenden Kategorien transformiert, zu reinen, ontologisch gültigen Verbindungsformen, zu Formen eines jeden möglichen Inhalts.

Die Kategorien ‚sind‘ die logischen Urteilsfunktionen als Bestimmungen von Anschauungen und deshalb objektiv geworden. Die transzendente Totalität ist die Totalität der Möglichkeiten der Synthesis; Intentionalität und Synthesis sind unvordenklich. Das a priori bestehende Formale ist immer das Vermögen, überhaupt etwas (logisch) zu verbinden resp. Verbindbares (ästhetisch) zu geben, hat also wesensmäßig einen Bezug zur Möglichkeit und zum Geschehen der Synthesis. Erst qua Synthesis können wir etwas als Seiendes verstehen. Jedwede mögliche Objektivität, jeder mögliche Gegenstand fordern die Anwesenheit und poetische Wirksamkeit der notwendigen formalen Bedingungen möglicher Synthesis.

Die innere Übergängigkeit des Bewußtseins und die aus ihr sich ergebende Einheit sind nach beständigen Regeln strukturiert. Jede Regel verkörpert eine Einheit und Gleichheit von wiederholbaren Handlungen des Denkens, so daß jede Einheitsregel zugleich eine Regel der Verbindung darstellt. Das System der Erkenntnis ist ein System synthetischer Handlungen und Vermögen. Durch sie ist und bleibt das Bewußtsein in allen Vorstellungen eines, weil es alle Synthesen notwendig auf einen Gegenstand bezieht; die Synthesen stimmen überein und zusammen in Bezug auf die Einheit und Einsheit des Gegenstandes. Die Synthesis ist in sich ein System, also ein echter Zusammenhang und kein bloßes Zusammensein wie beim Aggregat.

In der ersten Fassung der *Kritik* entwickelt Kant das Konzept des transzendentalen Objekts, das rein denkbar und doch gleichzeitig untrennbar mit den empirischen Daten verbunden ist, sofern die Abhängigkeit von der Sinnlichkeit die positive Voraussetzung dafür ist, das etwas von uns gedacht werden kann. Das transzendente Objekt ist der universelle Begriff eines der kategorialen Synthesis entsprechenden Objekts (eines Etwas = X) im Allgemeinen. Obwohl es unabdingbar ist, ein vollkommen unbestimmtes Konzept von etwas überhaupt außerhalb unserer sinnlichen Erkenntnis zu postulieren, ist es zugleich illegitim, etwas auf bestimmte Weise oder im Modus positiver Möglichkeit jenseits un-

serer sinnlichen Anschauung zu positionieren, das auf rein denkbare Weise erkannt bzw. repräsentiert werden kann.

Das transzendente Objekt oder X bleibt in all unseren Akten ein und dasselbe, sofern es ein Objekt darstellt, das außerhalb aller konkreten Repräsentationen liegt, aber gleichwohl all unseren Konzepten empirischer Objekte im positiven Sinne Gegenständigkeit, Einheit und Kohärenz vermittelt. Deswegen gehört der transzendente Gegenstand – anders als das Ding an sich – zur Tafel des Etwas (ebenso wie beispielsweise die „unbestimmte empirische Anschauung“⁶²). Das Ding an sich kann zwar (logisch und problematisch) als Objekt des intelligiblen Erkennens gesetzt werden, es muß jedoch realiter als Nicht-Objekt des diskursiv-sinnlichen Erkennens gesetzt werden, also als Nichts.

Das eine, identische transzendente Objekt korrespondiert auf der objektiven Seite der Einheit des Bewußtseins, sofern es der Begriff von der Einheit des Objekts überhaupt und damit aller möglichen Objekte ist. Das transzendente Objekt ist, im positiven Sinne genommen, die unbestimmte Einheit der synthetischen Gegenstandssetzung und -konstitution überhaupt, die Vorstellung einer Gegenstandseinheit überhaupt. Die Vorstellung der Einheit des Bewußtseins ist immer auch die von der Einheit der möglichen Objekte des Bewußtseins. Jede konkrete Gegenstandserkenntnis qua Synthesis wird bewußt als Fall des Objekts überhaupt, das in einem Denkakt vorgestellt wird. Ohne die Synthesis der Einheit gibt es jedoch gar keine Objektivität.

Das Wissen von der Bewußtseinseinheit ist somit zugleich das Wissen von der subjektiven Synthesistätigkeit, die die Einheit des Objektiven bewerkstelligt. Durch die ihrer selbst bewußte Einheit des Bewußtseins und den Bezug auf diese haben alle Vorstellungen auch untereinander einen objektiven Bezug. Alle Verbindung ist Subjektivität. Mit jedem Ichbewußtsein ist das Bewußtsein der identischen, synthetischen Aktivität des Bewußtseins verbunden. Und das Bewußtsein des empirisch Möglichen impliziert das

⁶² Vgl. *Kritik der reinen Vernunft*, B 422–423.

Bewußtsein des transzendental Notwendigen, der synthetischen Formen. Alle wiederholbare Synthesis nach Begriffen erfolgt in der Einheit des Bewußtseins und bringt diese zur Geltung. Konkret ist die Synthesis die permanente Wiederholung identischer Regeln in ihrer identischen Anwendung an einem Material. Was so durchgängig tätig und immer präsent ist, das ist das Notwendige.

Der Zusammenhang der Vermögen zieht den Zusammenhang der Produkte der Vermögen nach sich. In der Einheit des Bewußtseins sind Synthetisierendes und Synthetisierbares fundamental kompatibel und aufeinander verwiesen, woraus allein Objektivität im vollen Sinne eröffnet werden und resultieren kann. Die Kompatibilität von Synthetisierendem und Synthetisierbarem erfolgt dabei in der Region des *Formalen*: Die tätigen Formen wirken an dem, was in den ästhetischen Formen gegeben ist. Der Grundcharakter des Formalen und Reinen macht beiden Synthesepole zu etwas, das in Einheit miteinander steht, zueinander paßt, sich ineinander fügt. Das Formale überhaupt präformiert alles in einem speziellen Sinne – logisch oder ästhetisch – formal Bestimmte zur Einheit und Konvergenz.

Die Einheit aller Vorstellungen in einem Bewußtsein ist Ausdruck der Identität dieses Bewußtseins, durch die jeder einheitlich zentrierte Begriffsgebrauch erst ermöglicht wird. Die Einheit des Bewußtseins ist aber ursprünglich auf die Möglichkeit und Einheit der Synthesis bezogen. Einheit ist Grund, Ziel, Gesetz und Grenze der Synthesis. Einheit ohne Synthesis und Synthesis ohne Einheit sind – im Hinblick auf unsere Erkenntnisweise – undenkbar. Synthesis zieht Grenzen zwischen den Einheiten, verbindet sie aber ebenso, d.h., die Einheit des Nacheinander gründet im Nacheinander von Einheiten. Unser Bewußtsein steht unter dem Gesetz und unterliegt dem Prozeß der universalen synthetischen Einheit aller Vorstellungen. Einheit und ihre Produktion markieren das Urfaktum des Bewußtseins und sind die Präformation all dessen, was als vorstellbar und seiend gelten kann.

Dabei wird nicht die Einheit des Bewußtseins selbst synthetisiert, sondern alles kann im Bewußtsein nur als Synthetisches bestehen. Jede Einheit ist subjektiv oder objektiv, doch die Synthesis in ihrem Bedingungscharakter vereinigt das Subjekt (als Bedingung der Erkenntnis) und das Objekt (als Bedingung der Gegenstände der Erkenntnis) auf unhintergehbare Weise. Endstufe der Synthesis ist indes stets die begriffene, objektive Einheit der Erscheinung, und Erscheinungen sind lediglich in lückenloser Verflechtung objektiv: Es ist immer etwas, niemals ist nichts. Vereinheitlichen, Synthetisieren und Hervorbringen von Objektivität – im Sinne einer poetischen Fügung der Grundelemente von Begriff und Anschauung – machen das eine gemeinschaftliche Grundgeschehen innerhalb der Einheit des Bewußtseins aus. An seinem Synthetisieren macht das Bewußtsein die Erfahrung seiner Einheit und Seinsgeltung.

Nichts läßt sich mit dem Anspruch und dem Bewußtsein der Objektivität synthetisieren, ohne in der ursprünglichen Einheit des Bewußtseins zu stehen, die sich als Selbstbewußtsein ihrer bewußt wird. Nur auf diesem Boden gibt es ein Objektivitätsbewußtsein in der Synthesis. Ob man, wie in der A-Deduktion, von der Herstellung des Objekts ausgeht, oder ob man, wie in der B-Deduktion, mit dem fertigen Produkt beginnt: Ohne die Einheit des Bewußtseins, die sich als Apperzeption ihrer bewußt wird, gibt es keine objektive Synthesis. Die potentielle Ich-Bindung oder -Begleitung aller Vorstellungen ist die Bedingung der Möglichkeit der Form der Vorstellung; was überhaupt möglich ist, ist auf das Ich bezogen. Jede Vorstellung muß bewußt als von mir gedachte denkbar sein.

Die potentiell universale Mitwesenheit der Ich-Vorstellung ist Ausdruck ihrer tatsächlichen Einheitsfunktion für das Bewußtsein. Das Begleiten statuiert keine Synthesis, sondern eine ursprünglich-faktische Verbundenheit. Die Apperzeption ist eine irreduzible Elementarvorstellung, der selbst unsynthetische Grund der Synthesis. Das Ich kann zweierlei von sich aussagen: ‚Ich denke‘ und ‚Ich bin‘, also Denken und Sein. Im Denken

herrscht Synthesis, aber wenn das Ich von sich das Denken ausagt, so ist dies nichts Synthetisches und gewinnt nicht den gegenständlich-objektiven Seinssinn der Synthesis – anders als beim empirischen Satz ‚Ich bin‘.

Das ‚Ich denke‘ ist die Selbstbestimmung des Denkens im Hinblick auf die Mannigfaltigkeit der (Selbst-)Anschauung, auf die das Denken wesentlich bezogen ist. Qua Zeit ist uns alles in sukzessiven Vorstellungen gegeben, so daß die Zeit den Inbegriff aller begleitbaren Zustände des Vorstellens ausmacht, in denen das Subjekt identisch bleibt. In der Einheit des Selbstbewußtseins tritt alles als eine subjektive Bestimmung des inneren Sinnes hervor, als Vorstellung. Beim reinen Ich findet der stets identische Denkakt der Selbstvorstellung der Selbsttätigkeit statt; beim empirischen Ich fällt die Form der empirischen Selbstgebung mit der Form der Dinggebung zusammen: der (Selbst-)Erfahrung in der Zeit. Das Ich ist immer Eines und kennt in seiner empirischen Selbstwahrnehmung keine Intensitätsschwankungen. Mit dem Faktum des Denkens ist die Vorstellung ‚Ich denke‘ gegeben. Als singular-identischer Gedanke begleitet das ‚Ich denke‘ alle möglichen Gedanken.

Das Ich ist seiner selbst bewußt als Einheit der Reihe geordneter Zustände im Bewußtsein, denen es sich durchgängig beigesellen kann. Es begleitet nicht Objekte, sondern Gedanken; es synthetisiert nicht, ist aber die Bedingung aller Synthese. Die Identität der Apperzeption wird gedacht, nicht jedoch gegenständlich erkannt. Im Begriff der Vorstellung – also des Synthetischen und stets weiter Synthetisierbaren – ist das ‚Ich denke‘ analytisch enthalten. In jedem Übergang, der ständig zwischen den Vorstellungen stattfindet, ist die Apperzeption identisch präsent, und deshalb ist das Ich der identische reflexive Zentralpunkt in der fundamentalen Einheit der Bewußtseinsimmanenz.

Einheit der Synthesis und Bewußtseinsimmanenz sind dasselbe. Ohne das identische Selbstbewußtsein gibt es auch keine Einheit des Bewußtseins als ständiges Synthetisieren nach Regeln. Erkenntnis resultiert aus Synthesis, Synthesis bedeutet Bewußt-

seinsimmanenz. Vorstellen und Synthetisieren sind die Grundprozesse der Selbsttätigkeit des Verstandes, der sich deshalb ausschließlich nach seiner inneren Einheit hin selbst als notwendig für die Möglichkeit der Erkenntnis samt ihrer Objekte versteht. Als Objekt wird das Mannigfaltige auf der Stufe seiner vollendeten Synthesis und damit Einheit zur erkannten Erscheinung, die sich der Erscheinung des Subjekts, dem ‚Ich bin‘ gegenüberstellen läßt.

Die Ich-Vorstellung stellt eine reine, universelle, unhintergehbare Selbstaffizierung des Bewußtseins dar. Der auf objektive Phänomene gerichtete, zuhöchst empirische Gebrauch des Verstandes gibt diesem andererseits erst seinen Sinn. In der Hinwendung zum Wirkungskreis seiner einheitlichen Leistungen wendet das Ich sich von sich weg. Die empirische Gegenständlichkeit ist der Sinn von Sein und Denken gleichermaßen. Was als Erkenntnis gelten darf, wird von Kant an einer ausgezeichneten Relation bemessen, nämlich der des Denkens auf Anschauung: Das Bestehen oder Fehlen dieser Relation bestimmt die Gültigkeit oder Nichtigkeit von Akten im Hinblick auf ihren Erkenntniswert.

Die Kennzeichen der Erkenntnis a priori und der Synthesis überschneiden sich. Erkenntnis a priori muß allgemein und notwendig sein, was der ersten und der zwölften Form des Urteils entspricht. Es kann bei solchen Erkenntnissen a priori keinen Ausnahmefall geben. Auch die Synthesis kann aber nur unter Bezugnahme auf Allgemeinheit und Notwendigkeit tätig sein,⁶³ sofern die Homogenität als Gleichartigkeit unter einem Allgemeinen gelten darf.⁶⁴ Die Systematik des Synthesisbegriffs, die Kant in einer Zusatzanmerkung zur zweiten Auflage der *Kritik der reinen Vernunft* entwickelt,⁶⁵ arbeitet mit speziellen Anwendungsformen der Kriterien von Allgemeinheit und Notwendigkeit. Als Kriterien der Synthesis werden hier Gleichartigkeit und Ungleichartigkeit so-

⁶³ Vgl. *Kritik der reinen Vernunft*, A 823/B 851.

⁶⁴ Vgl. *Kritik der reinen Vernunft*, A 657–658/B 685–686.

⁶⁵ Vgl. *Kritik der reinen Vernunft*, B 202.

wie (ausschließlich in B) Notwendigkeit und Nicht-Notwendigkeit des Zusammengehörens angeführt: Was nicht notwendig zueinander gehört, wird unter den mathematischen Kategorien und Grundsätzen als Gleichartiges verbunden; was notwendig zueinander gehört, wird unter den dynamischen Kategorien und Grundsätzen als Ungleichartiges verknüpft.

Diese spezielle Notwendigkeit bzw. ihr Fehlen und diese Allgemeinheit, die Gleichartigkeit, bzw. ihr Fehlen scheinen die möglichen Prädikate des Synthesisbegriffs zu sein, die sich dann dem Satz vom Widerspruch gemäß zueinander verhalten. Nur beide Momente gemeinsam definieren den Grund der Synthesis, wobei ihre Identität unmöglich ist. Erst die Notwendigkeit der Synthesis des Ungleichartigen in Substanz und Akzidenz kann als objektive Synthesis gelten; Dasein resultiert aus der Synthesis des Ungleichartigen in der Zeit. Ungleichartigkeit ist dabei weder allein durch Denken noch allein durch Anschauen zu gewinnen. Fallen Gleichartigkeit und Ungleichartigkeit auf die Seite des inhaltlichen oder stofflichen Moments von Vorstellungen, so charakterisiert das notwendige Zusammengehören bzw. sein Fehlen das Formmoment der Vorstellungen. Solcherart sind die Bedingungen der Möglichkeit der Synthesis (die adäquate Anwendung ihrer Kriterien) ebenso die Bedingungen und Gründe, die a priori über die Unmöglichkeit der Synthesis, d.i. ihre Nichtigkeit, entscheiden.

X. Vernunft und Endlichkeit

Das *höchste* Erkenntnisvermögen – die Vernunft als Vermögen der alles ermöglichenden und zusammenhaltenden *Einheit*, der grundlegenden objektiv wirksamen, wenn auch keinesfalls selbst je objektiv gegebenen Ideen – ist das Vermögen des *Scheins*. Die Sachhaltigkeit, in der sie arbeitet, läßt prinzipiell keine wahre Erkenntnis zu. Alle ihre genuinen Produkte, alles, was sie ursprünglich und wesensmäßig hervorbringt, sind Schein. Für das theoretische Denken kommen die Ideen daher niemals über den Wider-

spruch und die empirische Unerfüllbarkeit hinaus. Die in *formaler* Hinsicht höchste erkenntniskonstituierende Funktion ist in *materieller* Hinsicht der Grund von Schein. Die absolute Einheit bleibt der Empiriebindung und Immanenz des Verstandes notwendig transzendent. Die Vernunft ist das Vermögen der Einheit, nicht aber deren Wirklichkeit. Die Vernunft ist von ihrer Doppelnatur gezeichnet: Sie ist absoluter Grund von Erkenntnis und (Selbst-) Reflexion, Vermögen der Poiesis und der Einheit, aber ebenso für sich selbst genommen scheinhaft und unwahr.

Das Nichts ist der natürliche Endpunkt im Prozeß der Reflexion, die eine Wahrheitsfunktion ist, die Vorstellungen nach ihrer Quelle und Struktur beurteilt, die die Krisis von Sinnlichkeit und Verstand in Vorstellungen vollzieht, d.h., die Reflexion ist der Vergleich zwischen den Grundformen des möglichen Kategoriengebrauchs hinsichtlich der beiden Erkenntnisstämme. Die Reflexionsbestimmungen reduzieren die Kategorien auf vier Disjunktionen, wobei die acht Reflexionsbegriffe sich je auf die ersten beiden Urteilsformen jeder Sparte beziehen. Sie vergleichen Vorstellungen nach logischer Einheit und Identität sowie sinnlicher Vielheit und Differenz gemäß Gleichartigkeit und Ungleichartigkeit innerhalb der spezifischen Synthesis. Form und Materie erweisen sich hier wie auch sonst überall als transzendente Grunddichotomie bei völliger Untrennbarkeit. Jeder Sachverhalt unterliegt ihnen gemäß einer doppelten Wahrheit.

Unser Erkennen bleibt hinter der höchsten Möglichkeit des Erkennens – dem anschauenden Denken rein intelligibler Gegenstände – zurück, aber selbst das höchste Erkennen muß anschauen, wenn auch in vom Denken ungetrennter Weise. Weil unser diskursives Denken in der Form der Synthesis, des sukzessiven Nacheinander, vor sich geht, kann es die Fülle der Realität, das ganze Sein nie erreichen. Weil die Synthesis eine spezifische Einheitsform auf dem Fundament der Zeit darstellt, bleibt das endlich-synthetische Denken hinter der *omnitudo realitatis* zurück. Denken und Sinnlichkeit sind Einschränkungen des Gedankens der totalen Realität.

Gott, der Inbegriff von Sein und Denken, kennt das Nichts einerseits als das, was er nicht *ist* (und was auch nicht durch ihn ist): als *absentia realitatis*, dem einzigen, was neben der Allheit des Seienden übrigbleibt und das er auch nur begreifen und denken kann als das, was nicht er ist; andererseits kennt er das Nichts als das, was auch er nicht *denken* und konzipieren kann: als Unmöglichkeit und Unding. Den als ens bestimmten Formen des Nichts käme für Gott durchaus ein positiver Sinn zu, während die als nihil bestimmten Formen auch für ihn Nichts wären. Der endliche Verstand hingegen konzipiert mit dem vierfachen Nichts sämtliche *seiner* Grenzen.

Der Vernunft als Vermögen der Einheit genügt das Kontingente nicht. Bleibt die empirische Synthesis in den Erscheinungen selbst als potentiell endlose Progressionskette jederzeit bedingt, so sind die von der Vernunft gedachten Ideen des Unbedingten die Bedingung aller Synthesis des Bedingten. Alle Vorstellungen und Erscheinungen sind bedingt und endlich, die Totalität der Synthesis und des Synthetisierten sind niemals ein realer Gegenstand. Kann es also aus dem physischen Progreß des Bedingten keinen Übergang zur Metaphysik geben, so stehen die Ideen ihrem Anspruch nach für die Einheit des Grundes und aller Zwecke des Bedingten. Sie gewährleisten die Einheit des Denkens und erheben zudem den höchsten Seinsanspruch. Vor dem Hintergrund der Zeit und ihrer Reihe zeigt sich aber etwa im antinomischen Schein das Wesen der transzendentalen Ontologie: Der Satz vom Grund exponiert in der Zeit den Synthesisbegriff als universal ontologischen. Das Unbedingte steht jenseits der Synthesis und ihrer Kriterien, das Absolute in den Ideen ist das Einfache und Nicht-Synthetische. Das Absolute kann man infolgedessen nicht erkennen, sondern lediglich gebrauchen.

Doch auch wenn sich die Funktionen des Unbedingten als immanent notwendig und als unabdingbarer Einheitsgrund jeder Erkenntnis erweisen, sind sie objektiv bedeutungslos. Die Ideen sollen absolute Bedingungen der Möglichkeit im ontologischen Sinne ausmachen, sie sind aber tatsächlich nur der Schein der

Objektivierung des Unbedingten. Ist die Analytik Kants Lehre von der Wahrheit im engeren Sinne, so ist die Dialektik die Lehre von der Unwahrheit, ihrer Möglichkeit und Notwendigkeit. In der Einheit der Logik gehören beide Bereiche freilich unabdingbar zusammen; nur gemeinsam erschließen sie das Wesen des endlichen Denkens und seiner ganzen Wahrheit. Deshalb lassen sich zwar die Folgen der dialektischen Illusionen aufheben, nicht jedoch ihr Grund und ihre Antriebskraft. Der Schein gehört zum Wesen des Fragens und Denkens und die Kehrseite möglicher gültiger Erkenntnis. Der Schein ist beständig und ursprünglich; er wurzelt in den Bedingungen des Wahren und ist eine objektiv notwendiges Moment im Wesen des Denkens. Im Denkvermögen selbst besteht und herrscht ein Riß zwischen Sein und Schein, Gültigkeit und Fehlspekulation.

Sind die Paralogismen formal falsch, so sind die Antinomien formal richtig, womit sich eine Grundtypologie des Scheins ergibt. Besonders in der zweiten Auflage versucht das Paralogismus-Kapitel Einsichten aus der – immer auch ontologisch relevanten – Form des Urteils zu gewinnen; die Prädikate des Ich sind hierbei eigentlich alle Varianten von ‚sein‘. Doch selbst wenn die Vorstellungen der Paralogismen gültig sind, können sie keinen ontologischen Anspruch erheben. Bei den Antinomien folgen Thesen und Antithesen dem Satz vom Widerspruch und analysieren den Weltbegriff. Nehmen die Thesen vor allem Bezug auf Denken und Synthesis (die inadäquat zur aktual unendlichen Synthesis hypostasiert wird), so die Antithesen auf die Anschauungsformen.

Alle Weltbegriffe erweisen sich jedoch, aufgrund der zentralen Konzepte von Ewigkeit und Anfang, als über- oder unterbestimmt, während empirische Sätze immer eindeutig sind. Die Weltvorstellung wird durch die Antinomien aufgelöst, so wie die Vernunft, die sie enthält, dadurch letztlich hinsichtlich der sachlichen Geltung ihrer Ideen annulliert wird. Kausalität ist ein logischer Begriff, der festlegt, daß das physische Ganze ausschließlich in empirischer Sukzession erzeugt werden kann. Das gedachte

Ganze hat in der Form des Scheins indes notwendig zwei gegensätzliche Seiten und gewinnt dadurch keinen eindeutigen Begriff, in dem es erkannt wäre. (Und unter demselben Begriff der Kausalität wiederum läßt sich dieselbe Handlung als natürlich oder frei denken, obwohl die Freiheit der zeitlichen Einheit der Welt zuwiderläuft.) Die drei Vernunftideen der Unbedingtheit, Allheit, Totalität und Beständigkeit fallen für Kant im objektiven Sinne unter den Begriff des Nichts, verfallen dem Nihilismus.

Möglichkeit, Ziel und Grenze der Transzendentalphilosophie liegen in der Erhellung des endlichen Denkens und Erkennens durch sich selbst, wobei das transzendente Denken, als Reflexion der Endlichkeit, zwingend immer auch zur Frage der Transzendenz, des Grenz-Jenseitigen gelangt, das sachlich-objektiv für uns stets unzugänglich, unmöglich und nichtig ist und bleiben muß. Insofern geht es Kant nicht nur um die endliche Erkenntnis des Endlichen, sondern ebenso um die endliche Erkenntnis des Absoluten. Wenn der Mensch das denkende Lebewesen ist, es jedoch sinnlos und unmöglich ist, nach dem Sein des Denkens zu fragen, dann ist der Mensch ein Verhältnis zu sich selbst, bei dem er allerdings das, wozu er sich verhält, nicht kennt. Er müsste über seine Endlichkeit hinauskommen, wenn er sich selbst in diesem höchsten Sinne erkennen, sein ganzes Sein und Wesen begreifen können soll. Es bleibt ihm mithin nichts anderes übrig, als die Seinsfrage trotzdem als Frage nach sich selbst zu stellen, so freilich, daß sein Sein erst *nach* der Klärung seines Erkennens, seines Handelns und seines Hoffens als Frage ansteht. Von den vier Grundfragen der Philosophie ist allein die nach dem Menschen eine Ist-Frage. Die Seinsfrage wird nicht unmittelbar, sondern am Ende und als letzte Frage gestellt, in der der Mensch sein Sein und sich selbst als Zentrum des Seinsproblems anspricht.

Der Bereich des Apriori umfaßt das Formensystem der reinen, endlichen Erkenntnis, die Bedingungen dieser Erkenntnis als der einzig möglichen. Mit dem Apriori wird der endliche Intellekt von sich selbst erkannt – jenseits des Seelendings der rationalen Psychologie mit ihren an- und eingeborenen Ideen und des ge-

schaffenem Intellekt der Theologie. Kant verzichtet darauf, der endlichen Erkenntnis irgendeinen äußeren Halt und Grund, eine höhere Herkunft zu verschaffen; vielmehr beschreibt er sie bloß in ihrer Faktizität – als endliche Erkenntnis des Endlichen. Das Apriori ist und wirkt, und es als seiend kann auch sonst nur das gelten, was nach den Gesetzen des Apriori erscheinen kann. Es gibt nichts Begründendes und nichts Begründetes abseits und jenseits des Bewußtseins und seiner Möglichkeiten und Leistungen. Unser diskursives, vorstellendes Denken ist das faktisch Gegebene; die Weise seines Vollzugs besteht in der sukzessiven Synthesis gegebener Mannigfaltigkeiten. Denken ist spontanes Anfangen im Logischen, wie Freiheit spontanes Anfangen in Wollen und Handeln ist. Das endliche Erkennen befestigt sich in sich selbst und seinem Bereich – als das Theoretische, als das, was von sich aus da ist.

Es gibt für Kant keine absolute, sondern bloß synthetische Einheit: die Einheit, die etwas aus etwas herstellt, etwas zu etwas zusammenführt. Ausschließlich diese Einheit ist ontologisch und erkenntnistheoretisch ausweisbar. Das Setzen von und Streben nach absoluter Einheit ist das Grundvermögen des Menschen, doch ihre Produkte bleiben sachlich und in objektiver Hinsicht notwendig ein Nichts. Unsere theoretische Potenz, unsere synthetische Erkenntnis kann niemals einen Ausweg aus ihrer Eingeschlossenheit zwischen dem unendlichen empirischen Fortschritt einerseits und der vollkommenen Unzugänglichkeit des Absoluten andererseits finden. Der Weg, auf dem wir stehen und gehen, wird nie ein anderer werden und nie enden.

Zwischen dem Verstand als dem Vermögen des Bedingten, d.i. des objektiv und theoretisch Gültigen, und der Vernunft als dem Vermögen des Unbedingten, d.i. des lediglich subjektiv und praktisch Gültigen, gibt es weder Vermittlung noch Übergang: Das Nichts ist der Begriff ihrer absoluten Trennung. Als Grenze zum Bezirk des Absoluten ist das Nichts selbst absolut, unbeweglich und unüberwindlich. Zwar wird das Nichts von den Bedingungen des Bedingten bedingt und ist die Begrenzung des Bedingten, aber

es ist trotzdem die absolute Grenze des Bedingten, weil dieses im Nichts sein Ende findet. Zwischen dem Sein resp. dem, was als seiend gelten darf und dem Schein steht als feste, sichere und notwendige Grenze das Nichts. Gewißheit über das Unmögliche bildet den naturgemäßen Abschluß und die unentbehrliche Vervollständigung der Erkenntnis des Möglichen.

Ein Begriff ist als Regel eine reflektierte und universelle Repräsentation, unter die mehrere bestimmte Repräsentationen subsumiert werden. Nur durch einen Begriff wird die Synthese abgeschlossen und das Objekt als eine stimmige Einheit oder Ganzheit konstituiert. Ist der Begriff unmöglich resp. nichts, so kann die Einbildungskraft ihn nicht veranschaulichen, die reproduktive Vorstellungskraft ihn nicht darstellen und nicht verstehen, was ihr in ihm als bestimmtes Objekt präsentiert werden soll. In diesem Sinne setzt das nihil negativum die fundamentale konzeptuelle Unmöglichkeit, apodiktische, negative Notwendigkeit. Das Nichts ist deswegen auch kein Schein, sondern Wahrheit und zwar die vierfältige Wahrheit über das Negative.

Das Ding an sich etwa als Nichts und reale Unmöglichkeit zu setzen, entscheidet über seinen Status innerhalb der Logik der Wahrheit; das Ding an sich ist ein Nichts für den Verstand. Im Nichts erkennt die Reflexion die Grenzen der Erfahrung und der aus ihr resultierenden Legitimation von Gegenständlichkeit; das Denken macht die Erfahrung der Unmöglichkeit der Synthesis. Der Begriff des Nichts definiert die Bedingungen des Positiven auf negative Weise. Erst wenn es den Begriff des Nichts mißversteht, verfällt das Denken der Logik des Scheins. Die Erkenntnis des Nichts gehört unabdingbar zur Logik der Wahrheit und der Bewußtseinsimmanenz und -gesetzlichkeit gültiger Objektivität – und damit zur Analytik, bevor Kant in der Dialektik zu den scheinbaren, transzendenten Objekte übergeht; übergehen muß, weil es zur Natur unseres Erkenntnisvermögens gehört, die unbedingte Einheit, jenseits aller empirischen und bedingten Synthesis, setzen zu müssen.

XI. Grund und Modalität

Die Tafel des Nichts ist keine *tabula rasa*, aber die Urteile, die in ihrem Rahmen als Bestimmungen des Nichtsbegriffs gefällt werden müssen, sind analytische Urteile und (negative) Wahrheiten. Sie entfalten lediglich das, was bereits im Begriff des Nichts enthalten ist. Im Hinblick auf die Synthesis – als Grundverfassung des Bewußtseins und Grundoperation des Positiven – erschließen die vier Ausprägungen des Nichts a priori die Gründe dafür, daß und wie Synthesis nicht stattfindet bzw. stattfinden kann. Wie der Seinsbegriff als Indikator des schlechthinnigen Setzens den fundamental synthetisierenden Charakter des Bewußtseins und seiner Inhalte und Gegenstände zum Ausdruck bringt, so ist das Nichts Ausdruck der Formen, wie Synthesis scheitert, ausfällt, unmöglich wird.

Das Nichts erweist sich als Einheit der Formen der Nicht-Synthesis. Weil jede Synthese unmöglich ist, gibt es kein Durchkommen zum Gegenständlichen, das sich eben auf keine Weise synthetisch zustandebringen läßt. Das Bewußtsein intendiert Synthesis, und dadurch entsteht eine solche Einheit von Subjekt und Objekt, in der das Subjekt das Objekt formt und konstituiert. Konsequenterweise ist das Nichts deswegen auch die Einheit aller Weisen möglicher Gegenstandsdefizienz: Nichts ist gegeben, nichts empfindbar, nichts anschaulich, nichts denkbar. Das Gegenständliche bleibt leer, oder es ist abwesend und fehlt. In der Tafel des Nichts wird der Begriff eines Gegenstandes überhaupt umgesetzt in die Begriffe der Grundlosigkeit, Gegenstandslosigkeit und Ungegenständlichkeit.

Der Satz von der zwiefältigen Bedingungsfunktion der apriorischen Formen⁶⁶ bestimmt das erkenntnistheoretische und ontologische Grundverhältnis als ein Identitätsverhältnis. Sein im Sinne der Gegenständlichkeit hängt mit Erkennbarkeit im Sinne der Erfahrbarkeit in einem einzigen Begründungsverhältnis zusam-

⁶⁶ Vgl. *Kritik der reinen Vernunft*, A 158/B 197.

men. Was nicht erfahrbar und dadurch gegenständlich ist, ist nichtig. Nichtigkeit ist der Mangel an Objektivität, Erfahrbarkeit, Gegenständlichkeit und ihren formalen apriorischen Bedingungen. Das rein Ideale ist kein Sein und ermöglicht kein Sein.

In formaler Hinsicht sind die Bedingungen apriorischer Erkenntnis immer zugleich auch die der empirischen Erkenntnis. Die gesamte Kategorial- und allgemein Formosphäre ist auf die Gegenständlichkeit als Maßstab des Gültigen ausgerichtet; das Apriorische und speziell Logische steht im Horizont des Gegenständlichen. Sein Sinn und Grund erschließen sich ausschließlich aus seiner Bedeutung für das Gegenständliche – in dessen notwendiger Synthetizität. Kant entwickelt mit seiner Formenlehre eine Theorie der endlichen Erkenntnis, die inhaltlich als Gegenstandserkenntnis ausgelegt wird. Deshalb muß für ihn der Begriff des ‚Gegenstandes überhaupt‘ der unhintergehbare Grundbegriff der Transzendentalphilosophie sein.

Was tut die Vernunft? Aus ihrem Status als Vermögen der Einheit heraus begründet sie. Der Satz vom Doppelgrund, von der duplizierten Bedingung der Möglichkeit – und damit in eins auch der Unmöglichkeit – ist nicht weniger als Kants Fassung des Satzes vom zureichenden Grund, ebenso aber die transzendente Definition von Wahrheit. Wie der Satz vom Widerspruch das analytische Grund-Gesetz des Denkens und seiner Möglichkeit darstellt, damit aber zugleich das erste Prinzip der logischen Synthesis (des Denkmöglichen), so läuft die Zwiefältigkeit der Grundbedingung sachlich, herstellungs- und vollzugsgesetzlich auf die Synthesis als Form- und Einheitsgrund des Objektiven und seiner Erkenntnis hinaus. In letzter Konsequenz verstehen wir aber, daß wir auf diese Weise die Form der Welt sind, weil die Welt uns den Stoff zu diesen Formen gibt. Die Gegebenheit des Synthetisierbaren ist der Synthesis und der Erkenntnis vorgegeben.

Reflektieren die negativen Modalkategorien das Nichts,⁶⁷ so die positiven das (erfahrbare) Etwas, alle zusammen aber die Copula. Sein und Ich indes sind weder vom Etwas noch vom Nichts her zu bestimmen, weil sie jenseits von beiden stehen. Es gibt nichts, was nicht gesetzt ist, nichts, was nicht im Ich ist, selbst das Nichts nicht. Als reine Position und nicht-reales Prädikat ist das Sein für sich selbst undenkbar, unbestimmt und indifferent. Mit ‚Sein‘ wird nicht mehr als das leere und allgemeine, aber ursprüngliche Setzen überhaupt zum Ausdruck gebracht. Wer setzt in diesem Setzen? Das Vorstellen, das Ich. Als reiner Setzungsakt und Ausdruck der permanenten Setzungsaktivität des Bewußtseins steht das Sein über dem analytischen Grundgesetz des Denkens, kann jedoch durch Prädikate bestimmt werden. ‚Sein‘ begleitet alle Prädikate, so wie das Ich de jure alle Vorstellungen begleitet. ‚Sein‘ ist die logische Form der Einheit, deren ontologisch legitime und gelingende Erfüllung in der Synthesis von Gegenständen und Erfahrungen stattfindet.

Die Modalkategorien sind – im Horizont der Zeit als Korrelat der Bestimmbarkeit eines Gegenstandes – die begriffliche Anzeige der Nähe einer Erkenntnis und eines Urteils zur objektiven Einheit des Bewußtseins. Der in einem Urteil formulierte ontologische Geltungsanspruch eines Sachverhalts kann in verschiedenen Stufen der Bindung an die apriorischen Bedingungen der Erkenntnis stehen: bis hin zur unmittelbaren Abhängigkeit von diesen, dem unmittelbaren Resultieren aus ihnen in Gestalt eines notwendigen Bestehens.

Die modalontologischen Begriffe prägen den Erkenntnissen und Gegenständen ihren Objektivitätsgrad auf. Sie zeigen den Grad

⁶⁷ Die erste Gestalt des Nichts kann als problematisches Nichts gelten, die zweite und dritte Nichtsform können als assertorisches Nichts gelten, die vierte schließlich als apodiktisches Nichts. Auch der Zufall ist von großem Interesse: Einmal steht er im Gegensatz zur Notwendigkeit (die Welt insgesamt könnte anders oder überhaupt nicht sein), einmal steht er im Gegensatz zur Zweckmäßigkeit (jedes Einzelding könnte nicht oder anders sein).

und das Ausmaß der Verbindung zwischen empirischer Gegenständlichkeit einerseits und Erkenntnisvermögen andererseits an, also die ontologisch-objektive Reichweite seiner Formen. Die vierte, copulareflexive Gruppe der Kategorien entfaltet somit die Erfüllungslogik des Apriorischen im Hinblick auf seine Objektivität. Die Modalgrundsätze erklären die Modalkategorien in ihrem empirischen Gebrauch, immer vor dem Hintergrund, daß es Grade der Differenz (und des Bewußtseins dieser Differenz) zwischen unserem Denken und den Objekten, zwischen Dingvorstellung und Ding selbst gibt.

Die Modalgrundsätze beziehen *alle* empirischen Bedingungen mit ein, nicht nur, wie die Schematen, die Zeit.⁶⁸ Die Postulate sind transzendente Bestimmungen der Nähe und Ferne der Erfahrung zu ihren reinen formalen und materialen Bedingungen. Die Modalprädikate verbinden die Objekte mit einer bestimmten Stufe apriorischer Objektbestimmung durch die subjektiven Bedingungen der Erfahrung und ihrer Gegenstände. Es geht um das Verhältnis von Form, Materialität und Sein, um den Umfang, in dem die subjektiven Bedingungen des Erkennens objektive Geltung besitzen und ontologische Bestimmungskraft besitzen. Die Differenz von möglichem und wirklichem Sein (Existieren) ist stofflicher Natur und hängt von der formalen und materialen Bestimmtheit der Objektivität ab. Die Vollständigkeit der Gegenstandskonstitution im empirischen (und damit ontologisch voll-

⁶⁸ Geht das Schema der Möglichkeit auf die subjektiv notwendige Zeitbestimmtheit der Vorstellungssynthese, bei der der Satz vom Widerspruch konstitutiv ist, so zeigt das Postulat der Möglichkeit, daß der Ausschluß des Widerspruchs zwar zum Begriff der Synthesisform gehört, aber nicht hinreicht, um – über die subjektive Vorstellungssynthese hinausgehend – die empirische Möglichkeit eines Objekts vollständig zu bestimmen. Schematen sind durch die sinnliche Einschränkung unserer Erkenntnis bedingt. Qua Schema werden die Zeitstrukturen begrifflich im Wie ihrer Mannigfaltigkeitserfülltheit bestimmt. Schematen sind Zeitbegriffe und subsumieren zeitliche Mannigfaltigkeit unter einen Begriff, und zwar gemäß einer Morphologie der apriorischen Zeitbestimmungen.

gültigen) Sinne läßt sich also nach modalen Schichten differenzieren und reflektieren. Die Postulate klären das Verhältnis zwischen copulativ ausgedrückter Seinssetzung und Seinsgeltung des Urteils im Hinblick auf den objektiv-empirischen Status des in ihm ausgedrückten Gegenstandes und Sachverhalts.

Unmöglich ist, was schon mit den formalen Bedingungen der Erfahrung nicht übereinkommt, so daß die Ideen etwa zwar notwendige Begriffe sind, aber unmöglich Erfahrungsgegenstände sein können, denn das Unbedingte ist nur logisch, nicht aber real möglich, weil nicht anschaulich. Es gibt zwar nichts Anschauliches, das nicht auch gedacht würde, aber es gibt umgekehrt Denkbare, das sich nicht anschauen läßt. Die Anschauung ist zwar der (in letzter Konsequenz zum Empirischen führende) Sinn- und Anwendungshorizont des Denkens, aber doch nicht seine Grenze. Das logisch Mögliche ist die Grenze des Denkens, das real Mögliche die Grenze der Erfahrung. Wie alles Intentionale sucht das Denken nach Einheit, aber die Richtung auf diese geht beim Denken über die Möglichkeiten und Grenzen empirischer Intentionalitätserfüllung hinaus. Wenn Möglichkeit Erfahrbarkeit, mögliche Erfahrung oder reale Möglichkeit a priori meint, dann fällt sie mit objektiver Synthetisierbarkeit zusammen. Die Modalkategorien dienen deswegen auch der Reflexion der Synthesis und der Objektivität als solcher.

Wenn das Sein kein reales Prädikat ist, so ist es doch gleichwohl ein Prädikat, d.i. eine Bestimmung von etwas als etwas, eine Setzung. Was verneint wird, ist die Realität des Prädikats. Es wird nichts Reales gesetzt, nichts bestimmungsmäßig Positives, sondern allein die Existenz oder das Dasein einer Sache. Realität bedeutet Wesensbestimmung, nicht wirkliches Dasein oder Substantialität. Unter Realität versteht Kant das in seinen Bestimmungen erschlossene Was oder Wesen, und reale Prädikate vermehren den sachlichen Gehalt einer res, indem sie ihrem begrifflichen Wassein etwas hinzufügen. Die Existenz fügt dem Was nichts hinzu, sondern gehört in eine ganz andere Sphäre. Das Sein ist nichts Gegenständliches und meint kein Setzen einer begriff-

lich fixierten Realität, sondern das Hinzusetzen der Existenz zum Realen, das Hinübersetzen des Realen ins Dasein. Der Realität entspricht ein Sachgehalt und Begriff, die rein im Denken gegeben sind, während der Setzung Wirklichkeit und d.h. für Kant Erfahrung entspricht. Zwischen Was und Daß gibt es keinen direkten Zusammenhang.

Kant unterscheidet zwischen dem Sein (Ist) im Sinne der relativen Position innerhalb der logischen Relation oder logischen Synthese, die etwas an etwas, nämlich an einem Was, setzt, und dem Sein im Sinne der absoluten Position oder gegenständlichen Synthese, in der etwas in seinem Daß und als existierend gesetzt wird. Das Sein hat mithin einen Sinn in der Urteilsrelation und in der Relation zwischen Subjekt und Objekt; denn es ist das Subjekt, daß die objektive Setzung eines Existierenden vornimmt und bewahrt. Das Setzende setzt ein Gesetztes, und zwar sich gegenüber. Das Subjekt gebraucht das Prädikat des Seins zum Setzen. Das Ist bezieht sich dabei sowohl auf das Verbinden als der Tätigkeit des Subjekts, als auch auf das Verbundene, das objektiv-gegenständliche Resultat des Tuns. Was als sachlich bestimmtes Objekt gesetzt wird, bleibt sich gleich, nicht jedoch das Wie des Gesetzterdens, das Modifikationen mit sich bringt.

Vermittels der Modalkategorien – die ja lediglich die Copula und das Verhältnis des Gesetzten zum Erkenntnisvermögen und seinen Formen reflektieren, der sachlichen Realität eines Gegenstandsbegriffs jedoch nichts hinzufügen – modalisiert Kant das Sein: Es wird möglich, eine Differenzierung zwischen Graden und Begründungsstufen des Gesetzteins von etwas zu schaffen, und dies im Hinblick auf seine Bindung an das erkennende Subjekt als universellem Formgrund. Es gibt mögliches und unmögliches Existieren (beide indes ein faktisches Nicht-Existieren); wirkliches Existieren und wirkliches Nicht-Existieren (dies das Existieren oder Dasein im haupt- und tatsächlichen, empirisch ausgewiesenen Sinn; das, was zumeist existiert); schließlich notwendiges und zufälliges Existieren (das, was immer und was ausnahmsweise bzw. unwiederholbar existiert). Kann etwas Wirkliches bezogen

auf die apriorischen Formen der Erfahrung überhaupt nicht existieren, dann ist es notwendig. Was die modalisierten Grade der Setzung von der Gegenstandsseite her materiell bestimmt, ist die sinnliche Affizierung. Ontologisch aber bestimmt die Setzungsmacht und objektive Reichweite der subjektiven Gründe und Formen der Synthesis über den Modus oder die Stufe des Existierens.

Alle Einheit ist in einem und durch das Subjekt. Kein Vorstellen und kein Vorgestelltes sind ohne das Vorstellende, das sie ermöglicht. Das Ich ist die universale, alles synthetisierende und zusammenhaltende, für alles als synthetisierbar Affizierende offene Form-Einheit, die offene Kraft der synthetischen Einheit und Ordnung. Wirklich objektiv kann man nur etwas setzen, wenn dem Setzen etwas gegeben wird, so daß stets das Vorgegebene und Affizierende als etwas gesetzt wird. Das Denken setzt das Seiende im Sinne der Gegenständlichkeit, wenn auch nichts aus Nichts. Die Postulate entfalten Kants ontologischen Komparativ – im Horizont der Erfahrung. Sie sind die Bestimmungen des Existenzbegriffs, des Setzens wie des Gesetztens.

Durch seine Formen eignet dem Subjekt Bestimmungskraft für das Existieren. Die Postulate reflektieren das Wie des Gesetztseins, des Objektseins im Hinblick auf das gründende Subjekt und seine Reichweite: Inwieweit, wie streng und zwingend wird das Objekt gesetzt? Jedes Objekt wird in einem Modus als existierendes Objekt gesetzt, und dies notwendig. Modalitäten sind Prädikate des Setzungsverhältnisses, das nach der materialen und formalen Natur der Erkenntnis drei bzw. sechs Differenzen fordert und zuläßt. Das Denken reflektiert in ihnen die Grade seiner Setzungskraft – und dies auch im Hinblick auf das, was zu dieser noch hinzukommen muß. Auf der Grundlage, daß es Stufen der Thetizität, der Setzbarkeit gibt, erkennt das Denken in den Modalprädikaten den Abstand der Objekte zur Setzungskraft seiner Formen. Das Modale, das Wie des Objekts, die Weise seiner Objektivität, liegt nicht (wie die Sachgehalte es tun) im Objekt selbst, sondern entstammt dem Subjekt.

Das Subjekt erkennt folglich in den Modalkategorien und -postulaten seine Setzungskraft und seine ontologische Begründungsmacht – unter der Voraussetzung, daß diese Abstufungen aufweist, eine Reichweite und Grenzen hat. Es erkennt sich in seiner Begründungsfunktion und deren spezifischer Tragweite. In den Postulaten erfolgt die reflexive Selbstdifferenzierung des Erkenntnisvermögens im Blick auf seine Setzungskraft. Ohne etwas Hinzukommendes, das Anschauungsmaterial, blieben alle vom Subjekt gesetzten Objekte im Modus der Möglichkeit. In diesem Modus besteht die reine und ursprüngliche Setzungspotenz des Subjekts. Das Fundament, auf dem sich folglich vom Subjekt her alles aufbauen läßt, ist die Form: Sie ist die Bedingung der Möglichkeit; das, worin das Möglichsein des Möglichen besteht und woher es kommt; das, was das Mögliche zum Möglichen macht. Der Begriff der Möglichkeit benennt die ursprüngliche, reine Begründungsreichweite des Formalen.

Doch ist das Mögliche immer schon im Hinblick darauf möglich, das es – qua Empfindung – wirklich und d.h. erfahrbar werden und sein kann; andernfalls wäre es lediglich denkbar resp. mit dem Denkbaren gleichbedeutend. Allein als wirkliches wird ein Ding jenseits seines Begriffs in objektiver Realität gesetzt. Das Mögliche wird gesetzt als das, was ebenso als Wirkliches gesetzt werden kann, wenn noch etwas hinzukommt. Es ist bereits mögliche Wirklichkeit und mögliche objektive Realität, denn es ist das Formale, dem noch das bestimmbare Materiale fehlt, das Innerliche, dem noch das Moment der Äußerlichkeit abgeht. In der empirischen Anwendung des Denkens kommt das Setzen zu seinem vollen Sinn: Alle Thesis steht unter dem leitenden Hinblick auf die Syn-thesis und ihre Möglichkeit. Das Denken setzt mit den logischen Formen den Raum seiner Geltung *und* ist das Mittel seiner Erfüllung, Erschließung und Durchdringung.

Wie alle Begriffe wird auch der des Nichts durch die Inhalte und Tätigkeiten des Bewußtseins bestimmt, durch den Status, die Gültigkeit und die Reichweite der Formen allgemein und der logischen Formen und Entitäten im besonderen innerhalb des Den-

kens. Das Nichts erweist sich als konzeptionelle Einheit a priori für die Unmöglichkeit von Synthesis und synthetischer Erkenntnis. Wo Unvereinbarkeit besteht, wo sich nichts zusammenfügen läßt, ist dies als Nichts zu begreifen. Der Begriff des Nichts kann nichts verbinden; als Nichts kann nichts (objektiv) verbunden werden. Es herrschen Unvollständigkeit, Einseitigkeit, Privation und die Unverbindbarkeit der synthetischen Elemente, insbesondere von Form und Materie. In diesem Sinne konzipiert Kant ebenfalls die drei negativen Modalkategorien als Grundtypen und -instanzen von Unsynthetisierbarkeit: Beim Nichtsein und dem Unmöglichen ist dies evident, doch auch das Zufällige bleibt, als Irreguläres und Singuläres, jenseits des auf erkennbare Wiederholbarkeit, Regelmäßigkeit und Beharrlichkeit basierenden und ausgerichteten Synthesisgeschehens.

Zu den entscheidenden Einsichten gehört für Kant die Sonderung zwischen möglichen und unmöglichen Synthesen sowie ihre Begründung; die Synthesis ist für ihn der Grund und das Kriterium von Erkenntnis, Wahrheit und Gegenständlichkeit. Bedeutet ‚Sein‘ das Setzen überhaupt, so liegen der legitime Sinn und das Ziel dieses Setzens im synthetischen, regulären Setzen des Gegenständlichen. Als objektiv gültig Gesetztes ist das Gegenständliche der Fluchtpunkt von Sein und Erkennen gleichermaßen. Das Gesetz des legitimen Setzens, des als gültig und d.h. gegenständlich ausgewiesenen Setzens, ist die Synthesis nach Formen, Regeln und Grundsätzen a priori. Einzig ein solches Setzen kann als gegenstandskonstituierend Gültigkeit beanspruchen.

XII. Anmerkungen zu Hegels Nichtsbegriff

Hegel verlagert die gesamte Kantische Problematik, und dies auch terminologisch, auf eine andere Ebene. Wie Sein und Nichts bei Kant kein Gegensatz sind, so wird das Etwas von Hegel einer eigenen Form von Negativität entgegenstellt, dem Anderen, die beide schon unter das Daseiende (das Dieses oder Seiende) fallen. Die Verbundenheit von Subjektivität und Objektivität, Begriff

und Gegenstand wird von Hegel ebenfalls komplett anders entworfen. Dem ist hier nicht nachzugehen. Einzelne Gemeinsamkeiten fallen gegenüber der Differenz im Grundsätzlichen kaum ins Gewicht.

So konzipiert Hegel beispielsweise seinen Nichtsbegriff, in Anlehnung an das nihil privativum, ebenfalls als qualitativen: Leere, Bestimmungslosigkeit, Verneinung eines vorangehenden, unmittelbaren Seins (das freilich ebenso leer ist). Als reine und leere sind beide Begriffe identisch. Die Leere ist somit Anfang und Grenze des Denkens, aber auch das Gegenteil des Endes. Zentral bleibt indes für beide Denker der letztlich Platonische Begriff der Reinheit als Signatur des Ursprünglichen oder zumindest Anfänglichen.

Hegel beginnt in der *Phänomenologie des Geistes* und in der *Wissenschaft der Logik* mit dem unmittelbaren (und also auch unbestimmten) Wissen vom Unmittelbaren, vom Tatsächlichen, das einmal – in der Vielheit des Seienden – als reichstes, bestimmtestes und konkretestes, einmal – im reinen Sein – als ärmstes, leerstes und unbestimmtestes erscheint, so daß den beiden Hauptwerken als systematisch-wissenschaftliche Grundrelation die ontologische Differenz in ihren Wissensformen zugrundeliegt. Das konkrete Unmittelbare der Sinnlichkeit ist das explizit Ersterkannte, das Ding als Etwas und Dieses-Da, aber es ist komplex und konfus. Erst das Sein ist einfach-elementar, distinkt und das implizit Ersterkannte, wobei die Reflexion das Explizite auf das Implizite zurückführt. Der Bestimmungsreichtum des Seienden, des Dings, ist scheinhaft, während das Sein mit seiner Bestimmungsleere distinkt ist.

Bei Hegel sind das reine Sein und das reine Nichts konsequenterweise ununterscheidbar und übergänglich: Das erste Reine ist das Leere und absolut (d.i. in sein Gegenteil) Übergängige; reines Sein = reines Nichts. Das Reine ist der voraussetzungslose, von nichts anderem bestimmte Anfang; unbestimmte Unmittelbarkeit. Im weiteren Prozeß sind aber alle Denkbestimmungen rein: Das logische Denken überhaupt ist das Reine. Hegel nimmt zwar

den Ausgang vom Begriff des Seins, d.h., das Nichts setzt diesen voraus, doch gehen beide unhintergebar ineinander über. Trotz des logischen Abstands laufen beide auf dasselbe hinaus. Ihr Unterschied ist immer schon vermittelt im Anfangsakt der alles durch- und erwirkenden Negativität.

In Hegels Nihilismus ist das Sein ebenso leer, abstrakt und entfernt vom Differenzreichtum der Wirklichkeit, des eigentlichen Seins des Geistes, wie das Nichts; das Sein ist nichts-sagend. Allein durch die Arbeit der Negativität entsteht und entwickelt sich die Wirklichkeit des Geistes, so daß das wahre Sein in sich durch und durch negativ ist. Bei Hegel besteht, wie schon bei Platon, der Preis der Sicherung und Gewinnung des Seins im Sinne des Reichtums der Immanenz in dessen Negativität. Sie vermittelt und verarbeitet jedes Seinsmoment, jede Bestimmung, um das Höchste hervorzubringen: das Ganze als das ewig Wahre und in allen Momenten absolut Gewisse. Die Negativität bewirkt Vernichtung und Fortschritt zum Höchsten.

Reines Sein und reines Nichts für sich selbst sind unmöglich. Nur verbunden können beide sein, ohne bloße Abstraktionen zu bleiben. Jedes Moment ist dem ganzen System immanent und mit jedem anderen Moment verbunden, wodurch es seine Definität erhält. Das reine Sein ist der abstrakteste Begriff, weshalb es unmittelbar ins Nichts übergeht und verschwindet. Das reine Sein bedeutet weder Existenz noch eine reale Möglichkeit. Völlig unvermittelt, von nichts unterschieden und daher unbestimmt ist es unbestimmte Unmittelbarkeit. Einfach, rein und leer fehlt ihm jeder bestimmbare Gehalt; durch seine Leere ist es dem Nichts gleich. Es enthält nichts anderes als sich selbst. In ihrer Reinheit können Sein und Nichts nicht für sich bestehen, sondern gehen ineinander über.

Als leere Gegensätze versinken sie ins Tautologische. Ihre Wahrheit ist nicht ihre Reinheit, sondern die Bewegung des Verschwindens ineinander. Das Reine bleibt abstrakt, die Wahrheit liegt in ihrer differenten Gemeinschaft. Schon das reine Sein als Anfang setzt die Differenz und die Negation. Wäre es nicht so,

wäre dem Anfang die Differenz nicht schon immanent, dann gäbe es keinen Fortgang. Nur in der Einheit mit seinem Gegensatz ist das Sein. Allein im Werden sind Sein und Nichts distinkte Momente, erst wenn sie ineinander übergehen, gewinnen sie auch einen Bestand für sich. Und in diesem Sinne kann das Sein auch aus dem Nichts hervorgehen. Das Reale fordert das Negative in sich; reine, totale Positivität, die das Negative als Mangel versteht und ausschließt, ist keine Vollendung, denn sie bleibt bestimmungslos und fällt mit dem Nichts zusammen, in dem alles eins ist. Unbeschränkte Realität ist keine Realität.

Nur vom Standpunkt der Unmittelbarkeit aus betrachtet, ist das Gegenwärtige das Wirkliche. Das Unmittelbare ist das Abstrakte, weil aus dem Werden und der Gewordenheit Gelöste. Als sich immerfort erneuernde logische Gegenwart ist das Werden das Wahre; das Gewordensein wird vergessen, unwahr, verschwindend. Das Werden ist die Unbestimmtheit der Bewegung, der unbestimmte Bestimmungszusammenhang überhaupt. Das reine Entstehen, das, was bei Kant die Einheit der Synthesis ist, ist das Notwendige. Das Werden ist das Sein, das durch das Nichts lebendig geworden ist. Nichts entsteht zu reinem Bleiben, nichts vergeht zur völligen Nichtigkeit.

Die Anfangsfrage läßt sich als Seinsfrage und als Unendlichkeitsfrage stellen: Völlige Unbestimmtheit und Unvermitteltheit neben der absolut negativen Bestimmtheit (der Nicht-Endlichkeit überhaupt). Das Unendlich-Große und das Unendlich-Kleine sind zwei Gestalten desselben unaufgehobenen Widerspruchs und daher schlecht identisch. Die Unendlichkeit ist absolute, reine Negativität; die unendliche Negation ist die absolute Negation der Negation. Das Negative ist das Wesen des Unendlichen. Die Negation der Negation ist die Begrenzung der Grenze der Endlichkeit und deshalb wahre, vermittelte Unendlichkeit. Die Negation bestimmt Inhalt, Umfang und Grenze von Begriffen, und zwar als Bewegung; sie ist der je reine Hinblick auf das Letzte, Absolute, Ganze. Der Begriff ist die Substanz in ihrer Bewegung. Die entelechiale Negativität ist die Notwendigkeit des Überge-

hen-Müssens. Es ist keiner Bestimmung möglich, in sich selbst stehen zu bleiben.

Alles ist Vermittlung, Funktion der Verwirklichung des Ganzen. Alles geht ins Nächste und Ganze über und unter. Es gibt keine Verfestigung und Vergegenständlichung, nur das Durchgehen durch alle Begriffe. Nur das Äußere des Begriffs läßt sich fixieren (der Tatcharakter des Denkens), während sein Inneres Bewegung ist. Die Verinnerlichung aller Unterschiede im Ganzen, in die ideale Einheit und Totalität der Immanenz und ihrer Selbstgewißheit ist das Ziel aller Bewegung. Das Werden ist die unteilbare innere Bewegung dieser Einheit. Logos bedeutet bei Hegel Übergehen und Bewegung, die totale Präsenz des Seins in der Gemeinschaft seiner Bestimmungen. Das Erkennen des Erkennens ist das Sein. Es geht Hegel um nicht weniger als um eine vollständig darstellbare Selbstdurchsichtigkeit der Wahrheit, einer Apophansis, die stets auf das Ganze hinarbeitet. Die Geschichte ist dann die Erinnerung des Absoluten.

Alles ist im Übergang. Was ist das Logische des Übergangs? Die Negativität als logische Kausalität. Sie ist die Form und das Bewegungsprinzip aller Inhalte, der Weg den sie gehen. Sie ist die Urpotenz des Begriffs zur absoluten Bewegung. Durch sie ist der Übergang die Wahrheit und Wirklichkeit der Bewegung. Durch sie vollzieht sich die Selbstverinnerlichung und -durchdringung des Logischen. Die Logik ist der Bereich reiner Selbsterzeugung in der Form der Selbstbestimmung und Innerlichkeit des Begriffs. Nur von der Bewegung her kann das Absolute zum Ausdruck gebracht werden. In der Einheit der Immanenz können die Unterschiede nicht voneinander loskommen, müssen permanent übergehen. Wie die Identität die Form der Abstraktion ist, so ist der Unterschied die Form des Bestimmens. Die Logik ist die Theorie des in sich seienden Denkens in der Bewegung seiner Bestimmungen. Als logisches findet das Denken einzig noch sich selbst in seiner Reinheit vor, wird zur *causa sui*. Das absolute Wissen ist rein begrifflich; alles ‚Sein‘ wird im und als Begriff gefaßt. Der Begriff ist das Wesen, das den Schein, eine Beziehung auf das Sein

erst haben zu müssen, aufgehoben hat. Die Quantität ist kein Anfang, denn sie deutet das Sein von der Ana-logie, dem Vergleich her, in dem der Logos zum Rechnen wird. Das Absolute ist kein ablösbarer Anfang, sondern das Resultat.

Das reine Denken fängt mit dem reinen Sein, der einfachen, formalen, leeren Unmittelbarkeit an, d.h., der Anfang ist abstrakt und absolut unvermittelt. Das reine Sein ist das relationslose, unvermittelte Einzige, die unmittelbare Gewißheit, das logische Dieses-Da. Jede Bestimmung ist vermittelt. Sein und Nichts bilden die unmittelbare Einheit zweier unmittelbarer, die erste notwendige Konkretion der Identität von Identität und Nicht-Identität. Sein und Nichts sind unterschieden und nicht unterschieden. Sein meint weder Essenz noch Existenz, sondern unmittelbares Ununterschiedensein vom Unterschiedensein, von der Indifferenz. Im Begriff des Seins tritt der leere Begriff überhaupt im Denken hervor und wird dergestalt als Anfang gewußt. Sein ist nicht analysierbar, weil leer und unbestimmt. Das Leere koinzidiert als Leeres oder Inhaltsloses⁶⁹ mit seinem Gegenbegriff, d.h., selbst das völlig Leere erzeugt logische Bewegung.

Das reine Sein ist mit sich und seinem Gegensatz identisch, differenzlos in sich und nach Außen, Setzung und Aufhebung in eins. Als unbestimmtes ist das Sein leer, leeres Denken, reflexionslos. Als leeres ist es ohne Differenz auch zum Nichts. Die Haltlosigkeit der Leere ist der Ursprung der Unruhe des Begriffs. Sein und Nichts sind als Begriffe verschieden, doch das Nichts ist als Leere

⁶⁹ Sein, Nichts und Werden sind Formen, denn erst die Bestimmtheit (das Dasein) setzt einen Inhalt. Die Leere ist nämlich kein Inhalt, und die Form ist das an sich Negative (*Phänomenologie des Geistes*. Herausgegeben von Heinrich Clairmont und Hans Friedrich Wessels, Hamburg 1987, 370), wobei jede Bestimmung eine Negation ist und der Inhalt erst mit der Bestimmtheit kommt (PhG, 368), so daß auch der Inhalt eine Negativität ausmacht. Die Form ist zugleich Sein und Nichts und das Sich-Entgegengesetzte (PhG, 370). Die unmittelbare Identität von Sein und Nichts besteht also auch in der *Phänomenologie* und wurzelt auch dort in ihrer Leere (PhG, 440).

die Bestimmung des Inhalts des reinen Seins, woraus die Unbestimmtheit als negative Qualität des Seins erwächst. Leere ist die Bestimmung von Sein und Nichts, als den unmittelbaren Allgemeinen und Abstrakten. Nur Sein und Nichts sind völlig identisch und völlig different. Die Identität von Identität und Nicht-Identität bei ihnen setzt ursprünglich den Begriff des Werdens, weil sie immer schon ineinander übergegangen sind: Ihre Einheit und Wahrheit ist mithin analytisch *und* synthetisch. Das Werden mischt beide graduell, ist aber ebenso ihre vollkommene logische Austauschbarkeit gegeneinander. Auf diese Weise erfüllt das Werden die Funktion dessen, was bei Kant im Bereich des Vorstellens die Synthesis leistet.

Das Werden ist die bestimmte Identität von Sein und Nichts. Als abstrakte, unmittelbare Negation ist das Nichts mit der Position identisch. Sein und Nichts werden nicht auseinander. Beide sind in allem in ihrer Einheit anwesend; nur als leere Gedankendinge sind die getrennt und unwahr. Sie sind je für sich die ursprünglichen Abstraktionen von allem Konkreten. Das Abstrakte ist das Unbewegte und Unveränderliche. In ihrer Gemeinschaft sind Sein und Nichts die unendliche Leere. Die in sich widersprüchliche Einheit von Sein und Nichts ist das Werden, und diese Einheit erst hebt die abstrakte Unwahrheit von Sein und Nichts auf. Ihr Unterschied ist bloß Schein, wird nur gemeint, während sie in Wahrheit im Werden als Drittem ihr Bestehen haben. Sein und Nichts sind nur das Übergehen ineinander in einem Dritten, das durch beide bestimmt ist. Die ewig zirkuläre Wechselbestimmtheit der beiden abstrakten Leeren wird im Werden zu ihrer lebendigen Bewegung und Einheit. Entstehen und Vergehen sind lediglich qua Sein und Nichts Bestimmungen des Werdens.

Rein und als Abstraktion von jedweder Bestimmtheit wird das Sein durch drei Negationen charakterisiert: es ist unbestimmt, un-mittelbar und un-wahr. Dadurch ist es der leere, undefinierbare Anfang. Das Sein ist der erste, ursprüngliche Begriff, den das Denken in sich vorfindet und in dem es sich als Ganzes von seinen Bestimmungen unterscheidet. Das Denken ist die Entwick-

lung der Selbstrechtfertigung des Anfangs. Das Werden ist die erste Vermittlung – und damit Bestimmtheit und Wahrheit; es ist das bestimmte Unmittelbare, die Vermittlung als solche und das Entstehen des Übergehens. Es gibt also eine Mitte zwischen Sein und Nichts, aber nicht als Zustand. Sein und Nichts rein für sich stehen vor der Wahrheit. Als zwei Begriffsformen bleiben sie differenz, aber durch ihrer beider Leere und damit Unbestimmtheit sind sie ununterscheidbar.

Das unvordenkliche Umgeschlagensein der Momente des Grundgegensatzes ineinander ist für Hegel das logische Urfaktum. Das Sein hat keinen Anfang, sondern ist der Anfang, und zwar als Zusammenfall und Nichtzusammenfall der Begriffe. Alles bestimmte Seiende hält sich zwischen Sein und Nichts in der Mitte. Das scheinbar Selbständige wird zu Momenten des Werdens aufgehoben, und in dessen Zwiefältigkeit werden sie zugänglich. Das Dasein ist dann die ruhige Einheit von Entstehen und Vergehen. Der Gedanke der Selbständigkeit von Sein und Nichts und ihrer Einheit geht in das Ineinander-Verschwinden über, womit auch das Werden (als dieses Verschwinden) verschwindet. Das Verschwinden ist die Wahrheit und das Ideell-Werden zum Moment. Die Wahrheit ist die Befreiung des Seins und des Denkens von der Leere.

Bilden Sein und Nichts in ihrer Unbestimmtheit ein unmittelbares Verhältnis der Gleichheit und Gleichgültigkeit, so treten sie in der Bewegung als fortdauernde gegenseitige Negation auf, d.h., ihr wahres Verhältnis ist die ewige Verkehrung ineinander. Das Werden legt sich in konkrete Verkehungsverhältnisse aus, die beide – Entstehen und Vergehen – selbst wiederum einander verkehren. (Einheit, Vergleichbarkeit, Gleichgültigkeit und Unmittelbarkeit sowie Negation, Verkehrung und Äußerlichkeit bilden am Ende der Seinslogik⁷⁰, ein Gefüge, das am Anfang schon präsent war.) Nur im Hinblick auf ihre Vermittlung, auf das Resultat ihrer Einheit, sind Sein und Nichts austauschbar. Der Rückgang

⁷⁰ Vgl. *Wissenschaft der Logik* I, GA 21, 418–420.

aus ihrem Ausgleich im wechselseitigen Übergang führt zur Notwendigkeit, das Sein vor das Nichts zu stellen, da dies der natürliche Weg des Denkens ist, das Scheinen des Notwendig-Wahren im Naheliegenden. Als unbestimmtes Unmittelbares ist das Sein das Unnegierte: Die Negation des Nichts bezieht sich nicht auf das Sein, sondern fällt überhaupt mit ihm zusammen. Das Werden ist die unbestimmte Grundbewegung von allem überhaupt, wobei das Seiende erst durch Entstehen und Vergehen seine Grundrichtung und Grundbestimmung bekommt, die die unbestimmte Unendlichkeit des Werdens zuerst auseinanderlegt.

Das Unendliche ist nicht zufällig auf jeder entscheidenden Stufe der Systembewegung der Umschlagpunkt, von Qualität zu Quantität, von Quantität zu Maß, und es ist im Werden als unendliches Werden schon impliziert. Das Unendliche als wahres Ganzes ist die wahre und einzige Einheit der Widersprüche. Die Unendlichkeit ist, wie in den üblichen Gestalten von Zirkel oder Regreß, kein Einwand mehr gegen Denken und Reflexion, sondern das Wesen des Übergehen-Könnens in der und zur Einheit. Der Übergang ins Unendliche ist unmöglich, wenn das Unendliche selbst der Übergang ist. Ohne Unendlichkeit gibt es keine Vermittlung, und in der Vermittlung ist die Einheit deren Bedingung und Sinn. Das innere Licht des Ganzen besteht in der Negation: Sie ist stets das Erhellende und an jedem Punkt der Aufschein des Ganzen. Das Nichts rückt, als erste Negation und Grund der logischen Bewegung, bei Hegel nun auch explizit vom Rand ins Zentrum. Linear gedacht steht das Nichts für ihn in der Mitte des Anfangs.

Ist das Sein für Hegel das unbestimmte Unmittelbare, so bewahrt er darin die Kantische Auslegung: Mit der Unbestimmtheit wird festgehalten, daß ‚Sein‘ kein reales Prädikat ist; als Unmittelbares ist es reine Setzung bzw. bloße Position. Sein und Nichts sind für Hegel unvordenkliche Setzungen des Denkens, werden als das Erstvorfindliche des Denkens vom Denken gesetzt. Sie zu setzen, ist das unmittelbare Wesen des Denkens, das nicht anders und mit nichts anderem anfangen kann. Das Denken muß sie setzen, kann

nichts anderes setzen. Nur von ihnen aus ist ein Fortgang zu weiteren Bestimmungen überhaupt möglich, ist der Fortgang der Setzungen des Denkens denkbar. Im Tun des Setzens von Sein und Nichts als des Unmittelbaren findet das Denken auch sich selbst als unmittelbares vor.

XIII. Literatur zur Tafel des Nichts

- Blomme, Henny: „L'êtré de l'ombre.“ In: Mario Egger (Hrsg.): *Philosophie nach Kant. Neue Wege zum Verständnis von Kants Transzendental- und Moralphilosophie*. Berlin/Boston 2014, 107–126.
- Fink, Eugen: *Alles und Nichts. Ein Umweg zur Philosophie*. Den Haag 1959, 85–96.
- Granel, Gerard: „Remarques sur le nihil privativum dans son sens kantien.“ In: *Philosophie* 14 (1987) 71–88.
- Grasso, Roberta: „Il concetto di nulla nella Critica della ragion pura.“ In: *Philosophical Readings* 2 (2015) 101–150.
- Güngör, Tolga: *Nothing. Kant's analysis and the Hegelian critique*. Essex 2017.
- Hymers, John: „Contradiction and Privation. Baumgarten and Kant on the Concept of Nothing.“ In: Courtney D. Fugate/John Hymers (Hrsg.): *Baumgarten and Kant on Metaphysics*. Oxford 2018, 110–130.
- Martin, Gottfried: „Das gradlinige Zweieck. Ein offener Widerspruch in der Kritik der reinen Vernunft.“ In: Wilhelm Arnold/Hermann Zeltner (Hrsg.): *Tradition und Kritik. Festschrift für Rudolf Zocher zum 80. Geburtstag*. Stuttgart-Bad Cannstatt 1967, 229–235.
- Mayz Vallenilla, Ernesto: „Kants Begriff des Nichts und seine Beziehungen zu den Kategorien.“ In: *Kant-Studien* 56 (1965) 342–346.
- Mayz Vallenilla, Ernesto: *Die Frage nach dem Nichts bei Kant. Analyse des Kantschen Entwurfs und eine neue Problem-Grundlegung*. Pfullingen 1974.
- Meoli, Angela: *Idea del nulla e principio di ragion sufficiente in Kant*. Neapel 2017.
- Organte, Alessandra: *Sul concetto kantiano di nulla*. Padua 2003.
- Paimann, Rebecca: „Kants Tafel des Nichts in ihrer Bedeutung für die Kritik der reinen Vernunft.“ In: Volker Gerhardt/Rolf-Peter Horstmann/Ralph Schumacher (Hrsg.): *Kant und die*

- Berliner Aufklärung. Akten des IX. Internationalen Kant-Kongresses.* Berlin/New York 2001, 791–800.
- Paimann, Rebecca: *Egologische Grundlagen des Systems der Transzendentalphilosophie bei Kant und Husserl.* Schriften zur Transzendentalphilosophie, Band 13. Hamburg 2002.
- Prieur, Michel: „Kant et la philosophie transcendante du rien.“ In: *Annales de la Faculte des lettres et sciences humaines de Nice* 1 (1967) 95–114.
- Romano, Claude: „Kant, Critique de la raison pure, remarque sur l’amphibolie des concepts de la réflexion («table du rien»).“ In: Jérôme Laurent/Claude Romano (Hrsg.): *Le Neant. Contribution à l’histoire du non-être dans la philosophie occidentale.* Paris 2006, 415–431.
- Van Kirk, Carol: „Why did Kant bother about nothing?“ In: *The Southern Journal of Philosophy* 28 (1990) 133–147.
- Vollrath, Ernst: „Kants These über das Nichts.“ In: *Kant-Studien* 61 (1970) 50–65.